Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1886.

Zweites Heft.
(Mai.)

Wien.
Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel:
Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler
Rothenthurmstraße 15.

Inhalt.

Der Rivalitätskampf zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland auf der Balkanhalbinsel.

Von Hermann Vámbéry.

Der Rivalitätskampf zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland hat nothgedrungen damals beginnen müssen, als die Türkei auf der schüssigen Bahn des Verfalles jenem Stadium entgegeneilte, auf welchem sie sich heute befindet. Die Flamme der gegenseitigen Rivalität blieb anfangs nur deshalb verborgen, weil das russische Kaiserreich mit den verheerenden Fluthen ottomanischer Macht nur in mittelbarer Berührung stand, während Oesterreich-Ungarn gleich beim ersten Auftreten der Repräsentanten der asiatischen Welt einen harten Strauß zu bestehen, ja sogar um seine Existenz zu kämpfen hatte. Oesterreich-Ungarn führte der Türkei gegenüber die Waffe der Defensive, während das Carenreich schon in der ersten Phase seiner Machtbegründung zur Offensive, und zwar zu einer ruhe- und rastlosen Offensive gegriffen hatte. Die avitischen Ansprüche auf Byzanz, die heilige Pflicht des Schutzes und der Vertheidigung des Doppelkreuzes gegenüber der Tyrannei des Islams und die Regungen des blutenden Bruderherzens angesichts des traurigen Loses der Slaven jenseits der Donau waren doch nur schimmernde Truggewebe zur Verhüllung der Ambition und unersättlichen Ländergier. Wie grundverschieden, wie gerecht und löblich wären doch die Gründe gewesen, mit welchen Oesterreich-Ungarn die von den Russen befolgte Politik hätte inauguriren können!? In den Gemarken letztgenannten Reiches waren Strecken von Hunderten geographischen Meilen von den Hufen osmanischer Reiterschaaren der grauenvollsten Verödung zugeführt, Städte und Dörfer lagen in Ruinen, Tausende der christ-

lichen Einwohner schmachteten in harter Gefangenschaft und durch Brachlegung des Handels und Wandels waren die schönen Fluren an den Ufern der Donau und Theiß innerasiatischen Steppen gleichgestellt. Und dennoch ist Oesterreich-Ungarn nur bei der Defensive geblieben und hat nicht nur sein vollauf berechtigtes Rachegefühl unterdrückt, sondern dem Erzfeinde noch merkliche Schonung gezeigt, ja man war sogar stets bemüht, auf Grund guter nachbarlicher Verhältnisse das friedliche Zusammenleben zu kräftigen und zu verlängern.

Wie ersichtlich wurde die sogenannte orientalische Frage seitens Oesterreich-Ungarns und Rußlands gleich im Anfange in einem total verschiedenen Lichte aufgefaßt und beurtheilt. Die Ursache der betreffenden Divergenz ist sowohl in der politischen als auch culturellen Beschaffenheit beider Staaten zu suchen und zu finden. Rußland war bekanntlich schon in den ersten Phasen seiner staatlichen Existenz auf Eroberungen angewiesen, die Nation ist ihrem Urwesen nach kein ethnischer, sondern politischer Begriff und schon das primitive Gerippe des Carenreiches bestand aus Gliedmaßen, die benachbarten Ländern gewaltsam abgenommen wurden. Auf diesem Grundprincip hat der russische Staat sich aufgebaut, durch stetige Annexionen ist das Großfürstenthum von Moskau zur heutigen Größe herangewachsen, und dieser Geist belebt noch heute das schon riesige Carenreich. Wenn daher die Ländergier und Eroberungssucht in den zerrütteten Zuständen der goldenen Horde, der Chanate von Kasan, Astrachan und der Krim, sowie des Königreiches von Polen von jeher erfolgreich Nahrung gesucht und gefunden hatte, so wirkte andererseits die streng asiatische Autokratie und der fanatische Haß gegen Andersgläubige nicht minder belebend auf die aggressive Politik des Reiches und als Peter I. und Katharina II. im Kampfe gegen die Pforte eintraten, da konnte die Idee der Bekämpfung und Vernichtung des Islams als die heilige und nationale Pflicht auf die Fahnen geschrieben werden. Von Archangel bis zum Schwarzen Meere und vom Isker bis zum Pruth war jeder orthodoxe Russe von diesem obligaten Hasse gegen die Befolger der Lehre Mohammed's durchdrungen, er ist es heute noch, und die fanatische Gegnerschaft wird selbst nach Aufpflanzung des Doppelkreuzes auf dem Dome von Aja Sophia nicht aufhören.

In Oesterreich-Ungarn obwalteten von jeher ganz verschiedene Verhältnisse und Begriffe. Obwohl dem Grundwesen nach ebenfalls ein politischer und kein ethnischer Staat, hat Oesterreich-Ungarn doch nie Eroberungen im russischen Style nachgejagt, die Kaiser von Oesterreich

und die Könige von Ungarn waren nur selten und dann auch nur zeitweilige Mehrer des Reiches und die heutigen Grenzen der gemeinsamen Monarchie sind im Grunde genommen nur wenig verschieden von den Gemarken der vergangenen Jahrhunderte. Was nun die Religionspropaganda oder die ausgesprochene Feindschaft gegen den Islam anbelangt, so wäre es allerdings schwer, die Antipathie der Völker Oesterreich-Ungarns mit den ähnlichen Gefühlen der Russen zu vergleichen, namentlich wenn wir in Betracht ziehen, daß die Russen selbst nach befriedigtem Rachegefühl gegenüber der Chane von Sarai und Bagtschesarai mit um so größerer Wuth sich auf die Osmanen stürzten, von denen sie verhältnißmäßig wenig Unbill erfuhren, während die Macht der Letzteren bei uns tiefe Wunden geschlagen, den Wohlstand vernichtet und das Aufblühen der Cultur auf Jahrhunderte lang zurückgesetzt hat.

Diese Verschiedenheit in der Auffassung und in der Beurtheilung der orientalischen Frage hat daher nothgedrungen schon in den ersten Decennien des jetzigen Jahrhunderts zu einer sich ganz diametral gegenüberstehenden Politik führen müssen. Während Rußland ruhe- und rastlos gegen das morsche Gebäude der Pforte heranstürmte, die Türkei mit geheimen Emissären überschwemmte, und Tag und Nacht in jeglicher Weise bemüht war, der Türkei zu schaden, den Islam anzuschwärzen und alle Culturbestrebungen schon im Vorhinein als hoffnungslos hinzustellen, hat Oesterreich-Ungarn im Gegentheil der Pforte gegenüber zumeist eine entschieden freundliche und wohlwollende Stellung eingenommen, die Türkei zur Einführung von Reformen ermuntert und auch nach Thunlichkeit unterstützt. In diesen sogenannten türkenfreundlichen Gesinnungen hatte man in Wien und in Budapest doch nur die Ansicht jener nüchternen und mäßigen Politiker getheilt, die, jede revolutionäre Umgestaltung im nahen Oriente mit Recht perhorrescirend, die weitere Entwickelung der Begebenheiten auf dem von der Natur, den socialen und religiösen Bedingungen geschaffenen Wege vollziehen lassen wollten und noch immer wollen. So kindisch naiv und befangen ist doch heute Niemand mehr, um der Vermuthung Raum zu geben, daß die türkenfreundliche Politik Metternich's, Palmerston's und anderer Staatsmänner etwa auf die Ueberzeugung sich gründete, daß der Wiederaufbau des in allen Theilen schon Jahrhunderte lang hinfällig gewordenen türkischen Staatsgebäudes so leichter Dinge und in einem der europäischen Constellation entsprechenden Zeitraume möglich sei! Nicht nur an maßgebenden Orten, sondern selbst in der nur halbwegs gebildeten

Welt des Abendlandes hat man bezüglich der Europäisirung des türkischen Staates und der türkischen Gesellschaft schon längst alle Illusionen aufgegeben. Die Dithyramben eines Lamartine und die Begeisterung eines Urquarth, Ausflüsse rein persönlicher Anschauungen, durften gleich anderen Kundgebungen ähnlicher Natur doch nur im Lichte politischer Nothwendigkeit beurtheilt werden, da Niemand die kühne Hoffnung hegen konnte, die Jahrtausende alte Bildungswelt des Ostens mittelst eines Zauberschlages so urplötzlich umwandeln, das heißt europäisiren zu können. Ausnahmsweise mag es wohl in den Reihen der sogenannten „Türkenfreunde" einzelne Schwärmer oder von der Gutmüthigkeit und von anderen schönen Eigenschaften des türkischen Volkes bezauberte Beobachter gegeben haben, die nicht aus politischen, sondern aus humanistischen Motiven zur günstigen Beurtheilung der Reformfähigkeit des moslimisch-türkischen Staatswesens hingerissen, einen gewissen Sanguinismus bekundeten; aber die weit überwiegende Majorität trug in ihrer Auffassung nur jenen Verwickelungen und Gefahren Rechnung, die bei einer gewaltsam und plötzlich herbeigeführten Katastrophe zu befürchten waren und noch immer sind. Man verglich die Türkei, und namentlich die Balkanhalbinsel, mit vollem Rechte mit einem reizenden Garten, auf dessen üppigen Fluren mähnen- und zahnlose, in Macht und Ansehen gebrochene, einst majestätische Leue als nothwendige Popanze gegen die untereinander uneinigen jungen und unmündigen autochthonen Aspiranten belassen werden mußten. Es war dies ein provisorischer Zustand, der, wie uns nun die Erfahrung belehrt, den Erwartungen auch vollauf entsprochen hat. Der kranke Leu ist nicht wieder zu Kräften gekommen, und in dem Maaße, als die ungestümen jungen Völkerelemente herangewachsen, hat das richtig urtheilende Abendland die Zügel schießen lassen und den früher gefesselten Elementen allmählich die freie Bewegung gestattet.

Unter den europäischen Großmächten, die aus politischen, nationalen und wirthschaftlichen Gründen an der Lösung der orientalischen Frage sich lebhaft interessirten, konnte eine derartige Anschauung am allerwenigsten dem Hofe von St. Petersburg zusagen. Rußlands Pläne kennzeichnet von jeher ein eminent destructiver Charakter, seine gesellschaftliche, militärische und staatliche Verfassung gedieh von jeher am besten unter dem Schutze der steten Aggression und der kriegerischen Wirren, und da dies namentlich mit Bezug auf die Türkei der Fall gewesen, so hat es selbstverständlich sich mit vollstem Ingrimm gegen Oesterreich-Ungarn als gegen das mächtigste Bollwerk und den Haupt-

störer seiner Pläne gewendet. Da eine Theilung des Einflusses auf der Balkanhalbinsel nur von zeitweiliger Dauer sein kann, daher auch nicht recht denkbar ist, so mußte die Rivalität im Laufe der Zeit nur zunehmen. Trotz des scheinbaren Einvernehmens zwischen den beiden Cabineten wurden die Gegensätze immer schärfer, und heute hat die Kluft sich dermaßen erweitert, daß deren Ueberbrückung trotz der friedlichsten Gesinnungen der Machthaber und bei allen Anstrengungen der Diplomaten schon längst aufgehört hat, von ernsten Politikern erwogen zu werden. Heute fragt es sich nur: Wer von den beiden Rivalen größere Chancen auf Erfolg hat und wessen Stellung die Garantie eines permanenten Vortheiles verbürgt?

Rußland, das bisher in Zuversicht auf die ethnischen und religiösen Bande, welche es mit den Balkanvölkern verknüpfen, rüstig ans Werk gegangen, glaubte durch die bedeutenden Opfer seines letzten Krieges gegen die Türkei den Schlußstein zu seinem seit Jahrhunderten mit Eifer betriebenen Baue jenseits der Donau gelegt zu haben. Schon hatte man sich in St. Petersburg angeschickt, die Ernte einzuheimsen, als es sich herauszustellen begann, daß die Sympathie des bulgarischen und serbischen Volkes eigentlich nur eine scheinbare, aber keinesfalls solide Basis zur zukünftigen Machtstellung gäbe, indem der denkende und für seine nationale Entwickelung ernst besorgte Theil jener Brüdervölker, voll Dankgefühlen für die erlangte Unterstützung, die rettende Hand ehrfurchtsvoll zur Seite schiebt und unabhängig von den aus St. Petersburg kommenden Rathschlägen sich auf eigene Füße stellen will. In dieser Erscheinung lag auch für das Abendland eine gewisse Ueberraschung. Von der constitutionellen Schablone in Sophia und Belgrad irregeleitet, pflegt das in orientalischen Dingen noch immer nur oberflächlich unterrichtete Europa schon jetzt auf Bulgaren und Serben wie auf ein willenskräftiges, zielbewußtes, freies Volk zu blicken; auf ein Volk, das, eine Beute langwirkender russischer Machinationen, nur dem Losungswort aus St. Petersburg gefügig, als blindes Instrument der Ambition Rußland dienen werde und müsse. Nun es fällt uns am allerwenigsten ein, die tiefgehenden Spuren russischen Einflusses auf der Balkan-Halbinsel zu unterschätzen, wir wissen sehr wohl, daß der Begriff der Nationalität dem der Religionsgemeinschaft mit Rußland stark untergeordnet ist, oder neben letzerem noch gar nicht existirt, doch erlauben wir uns besonders hervorzuheben, daß das constitutionelle Leben noch auf schwachen Füßen im östlichen Europa, im orientalischen Europa nur dem Namen nach besteht. An die Stelle der ehe-

maligen Wali-Pascha, Mutesarrif und Mudir sind Gouverneure, Präfecte und Unterpräfecte getreten, und unbegrenzt, wie das Machtgebot der Ersteren war, ist auch der Einfluß der Letzteren. Heute ist es daher noch immer möglich, die von Rußland irregeleiteten großen Massen auf den rechten Weg zu leiten und in ihnen das Gefühl der nationalen Selbstständigkeit zu wecken und von Rußland in jeder Beziehung unabhängig zu machen. Dieses hat die Erfahrung der letzten Jahre uns gelehrt und das glückliche Resultat der Bestrebungen König Milan's und Fürst Alexander's ist ganz danach angethan, weiteren in dieser Richtung gemachten Schritten den Erfolg zu sichern, wenn die Politik dieser Machthaber der jungen Völker auf der Balkanhalbinsel von Europa in Schutz genommen und gegen Rußland zur Genüge geschützt wird.

Ob Europa hierin zu einer einheitlichen Action sich aufraffen will und kann, das wollen wir hier nicht erörtern. Genug an dem, daß die Nothwendigkeit einer solchen Action von den einflußreichsten Mächten eingesehen wird, und daß namentlich England sowohl als Deutschland den meist interessirten Nachbarstaat, das heißt Oesterreich-Ungarn, hierin auf das thunlichste zu unterstützen bereit sind. Angesichts derartiger Constellationen ist nun an Oesterreich-Ungarn die Pflicht herangetreten, die Fäden seiner seit dem vergangenen Jahrhundert etwas schüchtern angelegten Politik im Süden der Monarchie mehr zum Vorschein zu bringen und auf das bisher im Stillen angestrebte Ziel desto muthiger loszusteuern. Oesterreich-Ungarn hat im Gegensatze zu seinem nordischen Rivalen in den Balkanländern stets eine zuwartende Stellung eingenommen, dabei aber mit Vermeidung gewaltsamer Mittel den christlichen Völkerschaften oft solche Beweise seiner Sympathien gegeben, die, wenngleich sie in den Augen der von Rußland verhetzten politischen Heißsporne belanglos und ungenügend schienen, vom besonnenen Theile der Serben und Bulgaren nie unterschätzt worden sind. Die Reserve, die ehedem die Empfindlichkeit der Pforte und sonstige Rücksichten der österreichisch-ungarischen Politik aufgelegt, kann heute vollends weichen, und da gewisse Grundsätze durch die fortschreitende Zeit in die Kategorie überwundener Standpunkte gelangt sind, so ist es gar nicht einzusehen, warum Oesterreich-Ungarn heute, die Rolle des bescheidenen Antagonismus verlassend, mit seiner Devise „Nationale Selbstentwickelung der Balkanvölker" nicht auftreten sollte? Vor einigen Jahrzehnten, als das südöstliche Europa in Folge mangelhafter Communication vom Westen getrennt, noch tief in der asiatischen Denkungswelt steckte, wäre die Verwirklichung einer solchen Idee allerdings etwas schwer gewesen, doch

heute, wo der Verkehr immer reger wird, wo der Schienenstrang nach dem Aegeischen Meere zu bald das Zauberband der Verkettung schlingen, und der abendländische Geist bald in allen Ecken und Winkeln der Balkanländer eindringen wird, heute ist es höchst an der Zeit, daß Oesterreich-Ungarn als unmittelbarer Nachbar die Rolle des Civilisators übernehme und als natürlicher Vermittler der culturellen Ideen Europas auf den in geschichtlichen, ethnischen und wirthschaftlichen Hinsichten eng verketteten christlichen Osten wirken möge.

Die Frage, ob Oesterreich-Ungarn in dem Streben, dieser Pflicht zu genügen, nicht zu spät kommen, und ob sein Wirken angesichts der seit geraumer Zeit rastlos arbeitenden Rivalen nicht etwa fruchtlos bleiben wird, kann entschieden mit „Nein" beantwortet werden. Die Vortheile der österreichisch-ungarischen Politik beruhen erstens auf der unmittelbaren, Jahrhunderte alten Nachbarschaft der Monarchie mit den christlichen Völkerschaften im Süden, eine Nachbarschaft, in welcher letztere von jeher die ersten Strahlen der abendländischen Bildung kennen lernten, denn nicht nur Bulgaren und Serben, sondern auch Türken haben in Budapest und Wien das erste Musterbild europäischer Cultur gefunden, dessen Eindruck bei ihnen selbst dann noch in ungeschwächter Erinnerung blieb, als sie weiter nach Europa vorgedrungen und mit der größeren und intensiveren Helle der modernen Bildungswelt in Berührung kamen. Die Spuren der europäischen Weltanschauung, welche auf überseeischem Wege an den Bosporus und an die Donau gelangten, haben nur einzelne Spitzen der Gesellschaft berührt und haben nie jene weite Verbreitung finden können, die der Culturbote auf seinem Wege von Land zu Land, von Stadt zu Stadt und zu der in unmittelbarer Nachbarschaft miteinander lebenden Gesellschaft findet. Was aus Oesterreich-Ungarn auf stufenweisem Fortschritte vom Westen nach dem Osten gelangt, kann der Auffassung und der Gedankenwelt der christlichen Balkanvölker viel leichter und erfolgreicher angepaßt werden, als die aus dem Norden und fernen Westen importirten Lehren, die in Folge der unnatürlichen, sprungweisen Verbreitung ganz fremdartig erscheinen und nicht leicht auf urbaren Boden fallen können. Dieser Umstand ist am besten bewiesen durch die Schwierigkeiten, mit denen englische Institutionen und Gebräuche sich in Indien einbürgern, während die russische Cultur in Folge des stufenweisen Fortschreitens unter den Buddhisten und Moslimen Innerasiens leicht Eingang findet und Wurzel faßt. Einen ferneren Beleg liefert unter Anderem Rumänien, wo man seit Jahrzehnten in Culturſachen sich Frankreich zum Muster genommen, und wo dennoch

nur die über Oesterreich-Ungarn importirten Funken der abendländischen Bildung Wurzel fassen. Non datur saltus in natura, aber noch weniger in cultura, und wenn Oesterreich-Ungarn diesen Grundsatz verwerthen will, so kann es jedwelchen Rivalen aus dem Felde schlagen.

Das zweite Moment der vortheilhafteren Stellung Oesterreich-Ungarns auf der Balkanhalbinsel basirt auf der geschichtlichen Vergangenheit. Hier muß speciell Ungarn in Anbetracht kommen, indem der Name „Madschar" (Ungar, Ungarn) im Mittelalter und während der türkischen Periode nicht nur am Balkan, sondern selbst in Anatolien, Syrien, ja sogar in Persien bekannt geworden und mit dem Inbegriff der westlichen Bildung identificirt worden ist. Gutes Gold und gute Waffen führen noch heute im fernen Osten das Epitheton „Madschar"; ungarischen Reisenden imputirt man im nahen und fernen Morgenlande die Gesammtheit aller Künste und Wissenschaften, und sie werden auch überall den Frengis vorgezogen, und Ungarns Bedeutung als Factor in der Verbreitung westlicher Bildung im Morgenlande ist ebensowenig eine Utopie, als ein derartiges Bestreben seitens des modernen ungarischen Staates mit Chauvinismus bezeichnet werden darf. Wenn wir daher auf Grund dieser geschichtlichen Verbindung und dieser unmittelbaren Nachbarschaft anzunehmen wagen, daß der demnächst erfolgende Anschluß der türkischen Bahnen an die Hauptverkehrsadern unserer eigenen Monarchie uns auch in wirthschaftlicher Beziehung mit dem europäischen Osten engstens verketten wird, so haben wir uns keinesfalls irgendwelchen Utopien hingegeben. Im Kampfe mit der franco-englischen Concurrenz wird es wohl noch einen harten Strauß geben, bis es gelingt, den auf den dortigen Handelsbahnen sich ziemlich eingebürgerten Rivalen zu verdrängen, doch mit Rußland kann Oesterreich-Ungarn unter allen Umständen erfolgreich concurriren. Trotz aller Sympathien der orthodoxen Bevölkerung der Balkanhalbinsel verschwinden die russischen Industrieerzeugnisse fast gänzlich neben den mannigfachen Artikeln, welche Oesterreich-Ungarn seit Jahrzehnten in die europäische Türkei importirt. In Religionssachen blickt man wohl nach Moskau und St. Petersburg, aber um Galanteriewaaren, Kleider, Glas- und Tucherzeugnisse, Droguen, Farbestoffe &c. geht man nach Budapest und Wien, sowie man im Allgemeinen das Licht der höheren westlichen Bildung nicht in erst-, sondern in letztgenannten Städten sucht. Der Orientale, ob Christ oder Mohammedaner, ist streng conservativ, er hat gewohnheitsgemäß Rubel und heilige Bilder von jeher aus dem Norden bezogen, doch, um die Wunder der Frankenwelt kennen zu

lernen, hat er den Weg stromaufwärts an der Donau betreten. So war es in der Vergangenheit, und dieses ist gegenwärtig der Fall.

Oesterreich-Ungarn kann daher mit voller Zuversicht auf seine zukünftige Stellung auf der Balkanhalbinsel blicken. Zu dieser Stellung berechtigt es erstens seine unmittelbare Nachbarschaft; zweitens der Umstand, daß es durch die Eroberung der Türken unter allen europäischen Staaten am meisten gelitten, nun auch den größten Anspruch auf Reparirung der früheren Schäden hat; drittens erfolgt die Ausdehnung seines Einflusses, man könnte fast sagen, im Interesse der gesammteuropäischen Welt, denn wenngleich zeitweilige politische Constellationen und kleinliche Eifersüchteleien dies nicht anerkennen wollen, so ist schließlich die Zeit nicht fern, in welcher man einsehen wird, daß Oesterreich-Ungarn in seinem Vorstoße nach dem Süden als europäischer Wachtposten handelt. In seinem Erscheinen in den Balkanländern liegt die beste Garantie gegen die allzugroße Ausdehnung des nordischen Kolosses auf jenem Gebiete, wo russische Culturbestrebungen für den Südosten nutzlos, für den Westen aber geradezu gefährlich werden können. Oesterreich-Ungarn, das von streng europäischen Principien beseelt ist und dessen Bildungszustände in jeder Beziehung hoch über denen des in seinem Innern noch wildasiatischen Rußlands stehen, wird jedenfalls einen besseren Fahnenträger der westlichen Cultur im nahen Osten abgeben als sein nördlicher Rivale, dessen culturelle Mission unter Tataren, Ugrier und Mongolen wir nicht in Abrede stellen wollen, der aber auf den Fortschritt der Balkanvölker nur hemmend und störend wirken kann. Dies Endziel der russischen Bestrebungen ist hauptsächlich der territoriale Erwerb, und Waffengewalt ist das Mittel, mit welchem es auftritt. Oesterreich-Ungarn hingegen trachtet nur nach moralischem Einfluß, und solchen kann es am besten mittelst seines Handels, seiner Industrie, seiner geistigen Lehrerschaft, und vor Allem durch Beschützung der nach Selbstständigkeit strebenden Völkerschaften erlangen.

Die Bedeutung der Binnenschifffahrt.

Von Heinrich Kröhnke.

Vom 15. bis 19. Juni d. J. wird in Wien der zweite internationale Binnenschifffahrts-Congreß tagen und über den wirthschaftlichen Werth der Binnenwasserstraßen, über Normalprofile für Canäle und die Dimensionirung der Bauwerke auf künstlichen Binnenwasserstraßen, über die Organisirung des Binnenschifffahrtsbetriebes und über den Bau von Seecanälen berathen. Der letzte Gegenstand ist für Oesterreich-Ungarn ohne Belang und die Organisirung des Binnenschifffahrtsbetriebes besitzt nur eine secundäre Bedeutung, hingegen schließen die beiden ersten zur Berathung gelangenden Punkte den Kern der ganzen, auch für die wirthschaftliche Entwickelung Oesterreich-Ungarns so wichtigen Frage einer erhöhten Verwerthung natürlicher und der Anlage künstlicher Wasserstraßen in sich und aus diesem Grunde werden dieselben hier einer von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehenden Erörterung unterzogen.

Es dürfte als eine unbestreitbare Thatsache zu betrachten sein, daß die Verkehrswege für die Entwickelung aller Staaten, für den Fortschritt der gesammten Menschheit sowohl in rein materieller als auch in geistiger Beziehung von höchster Bedeutung sind, weil sie nicht allein den Austausch der Erzeugnisse erleichtern und hierdurch neue Industrien hervorrufen, den Bezug alles dessen, was das Leben des Menschen leichter und angenehmer gestalten kann, fördern und dadurch der Erhöhung des Wohlstandes und des Wohlbefindens der Nationen dienen, sondern auch, indem sie einen leichteren geistigen Verkehr vermitteln, Künste und Wissenschaft und die culturelle Entwickelung des Menschengeschlechtes begünstigen.

Am durchgreifendsten in dieser Beziehung sind die Eisenbahnen gewesen durch die Schnelligkeit und Leichtigkeit der Verkehrsvermittlung; sie haben eine Entwickelung des Handels, der Industrie und des geistigen Verkehrs zu Tage gefördert, wie sie großartiger nicht leicht gedacht werden kann, und wie sie durch Landstraßen und Wasserwege allein nie hätte ins Leben gerufen werden können. Für den Verkehr werden demgemäß die Eisenbahnen stets den ersten Rang einnehmen. Gleichwohl sind die Landstraßen und Wasserwege durch dieselben nicht entbehrlich, sondern im Gegentheil nur um so nothwendiger geworden. Die Landstraßen sind nothwendig, um den Verkehr nach und von den Eisenbahnhöfen in deren Umgebung anzusammeln und zu vertheilen, weil die Eisenbahnen selbst, ihrer Anlage und Betriebskosten wegen, für diesen kleinen nach allen Richtungen sich verzweigenden Verkehr nicht einzurichten wären und die Wasserwege sind - abgesehen von demjenigen Theil derselben, welcher aus natürlichen Gründen durch die Eisenbahnen überhaupt nicht ersetzt werden kann, den Seewegen — ebenso nützlich und unentbehrlich, auch für die Eisenbahnen, weil es für die letzteren eine Grenze giebt, über welche hinaus dieselben der großen Kosten wegen nicht mehr im Stande sind, den Austausch der Erzeugnisse der Industrie, des Bergbaues und der Land- und Forstwirthschaft zu bewirken. Hier müssen die Wasserwege mit ihren billigeren Frachtsätzen eintreten, um den Eisenbahnen große Massen geringwerthiger Erzeugnisse aus weiten Entfernungen zuzuführen, welche anderenfalls überhaupt nicht in den Verkehr hineingezogen werden könnten, also für die Förderung des Wohles der Menschen verloren gehen müßten. Die Eisenbahnen können hier nur in der Weise eintreten, daß sie solche Erzeugnisse auf weitere Entfernungen vertheilen, als mit Hülfe der gewöhnlichen Landstraßen möglich wäre. Dies ist sofort klar, wenn man bedenkt, daß jede Waare nur an der Stelle, wo für sie eine Verwendung sich bietet, ihren vollen Werth hat, an ihrem Erzeugungsorte aber um so viel geringwerthiger ist, als die Beförderung nach dem Orte der Verwerthung kostet. Man muß deshalb, bevor eine Bewegung von Gütern ins Werk gesetzt wird, sich darüber klar zu werden suchen, ob und wie weit und auf welchen Wegen es noch lohnend sein kann, ein Erzeugniß des Bodens oder der Industrie nach einer Bedarfsstelle zu versenden; ist das Ergebniß einer solchen Erwägung, daß für das Erzeugniß selbst nach Abzug aller Gewinnungs-, Herstellungs- und Versendungskosten nichts übrig bleibt, so wird nicht allein die Versendung, sondern auch die Gewinnung und Verarbeitung unterbleiben.

Die Kosten, welche durch die Beförderung der Erzeugnisse vom Ursprungs- zum Verwerthungsorte entstehen, sind theils einmalige, von der Dauer der Bewegung und der Entfernung unabhängige, also lediglich von dem Volumen, Gewichte oder Werthe der Waare abhängige, wie z. B. die Kosten der Verpackung, der Beförderung bis zur nächsten Eisenbahnstation oder Verladestelle am Wasser, des Verladens und Ausladens, der Ablieferung an den Empfänger, der Vermittlung der Versendung und der Uebermittlung des Erlöses für die abgelieferte Waare, der etwaigen Versicherung gegen Feuersgefahr, Wasserschaden oder sonstiges Unglück, wie auch die allgemeinen Geschäftskosten nebst dem etwaigen Risico, welches mit Handels- oder Lieferungsgeschäften im Allgemeinen oder Besonderen verbunden ist, theils sind es von der Zeit und der Länge des Weges abhängige und hiernach veränderliche, wie namentlich die Kosten der Transportgefäße, ihrer Bedienung und Fortbewegung, sowie auch die Zinsverluste während der Dauer der Beförderung und der demnächstigen Verwerthung u. s. w. Die einmaligen Kosten sind, welchen Weg der Bewegung man auch einschlägt, mit ganz unwesentlichen Abweichungen, immer dieselben und die Folge davon ist, daß bei kürzeren Entfernungen ein kleiner Unterschied zwischen den Kosten der Bewegung auf Eisenbahnen oder auf Wasserstraßen keine Rolle spielt, umsoweniger als mit einem geringen Mehraufwande die Vortheile der schnelleren Beförderung und Ablieferung, des rascheren Umsatzes, welche die Eisenbahnen bieten, erzielt werden. Erst auf größeren Entfernungen, bei welchen die einmaligen Kosten, den mit der Länge der Zeit und des Weges wachsenden gegenüber, weniger ins Gewicht fallen, erlangen die erheblich geringeren Kosten der Bewegung auf der Wasserstraße eine Bedeutung und auch dann nur wird diese eine ausschlaggebende, wenn wegen des geringen Werthes der zu befördernden Waaren die Dauer der Bewegung nur noch von geringem Einfluß sein kann, so daß selbst der Umstand einer zeitweiligen Unterbrechung der Bewegung, durch niedrige Wasserstände, Frost u. s. w., keine wesentliche Rolle mehr spielt.

Im Großen und Ganzen wird demgemäß die Benutzung der Wasserstraße sich nur auf geringwerthige Massengüter, Roherzeugnisse und dem Verderben in sehr geringem Maaße ausgesetze Waaren erstrecken können, wie dies auch aus allen statistischen Nachweisen über die Güterbewegung auf den Wasserstraßen hervorgeht. So z. B. belief sich nach den vom Zollamte zu Schandau gelieferten Ausweisen über den Waarenverkehr auf der Elbe (Thal- und Bergfahrt) der Gesammtverkehr im

Jahre 1884 auf 14,058.289 Metercentner und von diesen entfielen auf Mineralkohlen 11,899.291 Metercentner, auf Getreide und Hülsenfrüchte 803.404 Metercentner, auf rohe Steine 448.388 Metercentner und auf Obst 106.738 Metercentner. Diese vier Artikel absorbiren also von der Gesammtsumme 13,257.821 Metercentner und lassen für sämmtliche übrigen Waaren nur 800.468 Metercentner übrig, in welche sich hauptsächlich Mahlproducte, Oelsaat, Melasse, Graphit, Eisen-, Holz- und Glaswaaren theilen. Da die Frachtsätze auf der Elbe, der Oder und dem Rhein im Allgemeinen nicht wesentlich höher als 0·5 bis 0·7 Kreuzer für das Tonnenkilometer stehen, also nur ungefähr die Hälfte der niedrigsten Eisenbahnfrachtsätze erreichen, so kann kaum noch ein Zweifel darüber bestehen, daß im Wesentlichen nur diejenigen Erzeugnisse, welche die Eisenbahnfracht nur schwer oder überhaupt nicht tragen können, der Wasserstraße zufallen, daß also die Wasserstraßen nur einen Verkehr ins Leben rufen, der ohne sie überhaupt nicht oder doch nur in sehr bescheidenen Grenzen sich entwickeln könnte. Daß die Sache thatsächlich so und nicht anders liegt, daß also die Befürchtung, die Wasserstraßen könnten den Eisenbahnen einen Theil ihres Verkehrs entziehen und hierdurch dieselben schädigen, eine ganz grundlose ist, zeigt sich auch sofort, wenn man sich klar macht, einen wie geringen Theil des Gesammtverkehrs der Wasserverkehr überhaupt einnimmt.

Beschränken wir uns, um dies nachzuweisen, auf jenes Roherzeugniß, welches für die Erbauung künstlicher Wasserstraßen zumeist das ausschlaggebende Product ist, die Mineralkohle, so finden wir bei einer Vergleichung jener großen Kohlenreviere Oesterreichs und Deutschlands, welche sich einer Wasserstraße bedienen können, das weitaus günstigste Verhältniß bei der böhmischen Braunkohle. Es wurden von derselben im Jahre 1884 von 7,329.086 Tonnen 1,184.971 Tonnen auf der Elbe verladen. Hingegen gelangten von den 6,087.126 Tonnen des Saarbrücker Kohlenreviers nur 693.208 Tonnen auf der canalisirten Saar, von den 28,400.586 Tonnen des westphälischen Kohlenreviers nur 45.286 Tonnen auf der Ruhr und von den 15,387.783 Tonnen der schlesischen Kohlenreviere nur 15.800 Tonnen auf der Oder zur Verfrachtung. Noch weniger günstig ist das Verhältniß bei den übrigen Erzeugnissen des Bergbaues und der Land- und Forstwirthschaft.

Eine ganze Reihe von Erzeugnissen dieser Betriebszweige aber harrt noch der Erlösung aus dem Todesschlafe durch weitere Verbesserungen der Wasserstraßen, ohne welche an ihre Verwerthung gar nicht zu denken ist. Wie aber sind solche Verbesserungen möglich? Die früher

erwähnten einmaligen Kosten der Beförderung lassen sich nicht herabmindern. Es kann sich also nur um die veränderlichen Kosten und um eine günstige Veränderung ihres Verhältnisses zu den allgemeinen, wodurch die letzteren weniger ins Gewicht fallen, handeln.

Der nächste Weg hierzu scheint eine möglichste Ausdehnung der Wasserstraße ihrer Länge nach zu sein, doch kann eine solche natürlich nur von Nutzen sein, so lange sich an dem ersten Gewinnungs- oder Erzeugungspreise einer Waare noch etwas erübrigen und auf die Beförderung zu entfernteren Absatzgebieten verwenden läßt. Sobald dies nicht thunlich ist, kann nur noch von Verbesserungen des Schifffahrtsweges selbst und der auf demselben zur Anwendung kommenden Transportweisen und Transportmitteln und nur, insoweit hierdurch billigere Frachtsätze erwirkt werden können, auch von einer Ausdehnung der Wasserstraße der Länge nach die Rede sein. Die wirksamste Verbesserung des Schifffahrtsweges ist natürlich die Vertiefung desselben, denn mit der Vertiefung des Fahrwassers kann auch der Tiefgang der Schiffe und mit diesem auch ihre Breite und Länge vergrößert werden. Die Vertiefung des Schifffahrtsweges wirkt folglich nach drei Richtungen hin, also im kubischen Verhältniß auf die Erhöhung der Tragfähigkeit der Fahrzeuge ein. Bei allen natürlichen Wasserstraßen, welche wir hier zunächst ins Auge zu fassen haben, sind der Vertiefung, die natürlich nur durch Einschränkung der Breite erzielt werden kann, ziemlich enge Grenzen gesteckt, da die Flußläufe in Erfüllung ihrer Hauptaufgabe, der Entwässerung ihres Sammelgebietes, in regenreicher Zeit nicht beschränkt werden dürfen. Jede Regulirung einer natürlichen Wasserstraße im Schifffahrtsinteresse kann also höchstens so weit zulässig sein, als das Abführungsvermögen des Flusses dadurch nicht beeinträchtigt wird; häufig wird man sogar von der Regulirung gleichzeitig eine Verbesserung des Abflusses mittelst Durchstechung arger, im Laufe der Zeit in dem sich selbst überlassenen Flußlaufe entstandener Krümmungen zu fordern berechtigt sein. Das Maaß der Einschränkung der Breite eines Flusses wird hiernach über eine gewisse gegebene Grenze nicht hinausgeführt werden dürfen, und da auch die Abflußmenge jedes Flußlaufes in trockener Zeit eine ganz bestimmte ist, so folgt, daß stets nur eine Fahrtiefe erreichbar sein kann, welche aus dem ermittelten geringsten zulässigen Maaße der Breite, dem Gefällverhältniß und der (wenigstens annähernd) kleinsten Abflußmenge sich hinreichend genau vorher berechnen läßt. Was dann zunächst die Verbesserung der Transportweisen und Transportmittel betrifft, so ist bezüglich der ersteren

die Einführung der Dampfkraft zur Zeit als das geeignetste Mittel zu bezeichnen, mag dies nun an der Kette, dem Seil oder durch Schleppdampfer zur Anwendung kommen. Welche dieser drei Wege am besten zum Ziele führen würde, bliebe natürlich näher zu untersuchen, doch möchte eine solche Untersuchung, deren Ergebnisse außerdem von örtlichen Verhältnissen abhängig werden können, hier zu weit führen. Bei einer Verbesserung der Transportmittel liegt es nahe, daß eine möglichste Ausnutzung der gegebenen Fahrtiefe angestrebt werden muß. Dies kann einmal dadurch geschehen, daß ein möglichst günstiges Verhältniß der Nutzlast zum Gewichte des Transportgefäßes herbeigeführt, andererseits aber ein möglichst großes Verhältniß von Breite und Länge derselben zum Tiefgange erzielt wird. Die hierauf zu richtenden Bestrebungen fallen vorzugsweise dem Schiffsbauer zu, welchem sich hierin ein recht lohnendes, weil noch nicht in ausreichendem Maaße betretenes Feld darbietet; dem Schiffseigner ist anzurathen, daß er zu möglichst großen Ausmessungen in Breite und Länge seiner Fahrzeuge greift, da die größeren Kosten der Anschaffung leicht aufgewogen werden durch die Vortheile, welche ein dadurch erreichbarer größerer Procentsatz der Nutzlast bei zeitweilig fehlender voller Fahrtiefe einbringt. Andere Verbesserungen, welche in Vorschlag gebracht sind, aber mehr auf rein theoretischen Speculationen, als auf praktischer Erfahrung beruhen, dürften hier übergangen werden können, um so eher, als bis jetzt keine einzige derselben sich praktisch bewährt hat.

Es wären dies die hauptsächlichsten Wege zur Ermäßigung der Frachtkosten auf den natürlichen Wasserstraßen und zur Belebung mancher Productionen und Industrien, denen es jetzt wegen mangelnder, hinreichend billiger Absatzwege an Lebensfähigkeit gebricht. Wie die Erfahrung an gut regulirten und für größere Fahrzeuge brauchbar gemachten Flüssen lehrt, liegt die Möglichkeit vor, zu Frachtsätzen zu gelangen, welche nur den vierten bis fünften Theil der niedrigsten Eisenbahnfrachtsätze betragen und selbst dies ist noch keineswegs als die Grenze des Erreichbaren zu betrachten. Mit der Herabsetzung der Beförderungskosten auf so erheblich niedrige Sätze tritt dann aber wieder die Möglichkeit der Erweiterung eines Wasserweges über seine natürlichen, durch die vorhandenen Gefälle- und Abflußverhältnisse bedingten Grenzen hinaus mittelst künstlicher Wasserstraßen in Frage, denn der ganze Ueberschuß, welcher sich über das Maaß einer einigermaßen lohnenden Verwerthung der Erzeugnisse hinaus durch die Verringerung der Beförderungskosten zur Verwerthungsstelle herausstellt, steht dann wieder für

eine Erweiterung des Absatzgebietes, folglich auch für eine weitere Vermehrung der Production zu Gebote.

Die Grenze, bei welcher die Möglichkeit aufhört, einen Flußlauf noch auf dem Wege der Regulirung für eine größere Schifffahrt nutzbar zu machen, liegt, besonders günstige Gefällsverhältnisse ausgenommen, ungefähr da, wo die geringste Abflußmenge des Flusses unter 15 bis 20 Kubikmeter in der Secunde herabsinkt. Von hier an ist also in anderer Weise zu verfahren, um eine angemessene Schiffbarkeit zu erreichen. Der einfachste und natürlichste Weg ist hier die Canalisirung des Flusses selbst; weniger empfiehlt es sich in der Regel, den Flußlauf zu verlassen und einen, von demselben ganz unabhängigen Seitencanal zu graben. Einmal unterliegt der canalisirte Fluß in erheblich geringerem Grade — man kann wohl sagen nur durchschnittlich die halbe Zeit — der Sperrung durch Eis, ferner wird die Enteignung erheblich kleinerer Flächen erforderlich und schließlich müssen die Kosten derselben weit geringere werden, weil Zerstückelungen der Grundstücke und Aufhebung der bisherigen Verbindungen mit den Wirthschaftshöfen nur ausnahmsweise vorkommen können. Jedenfalls treten durch die Canalisirung keine Störungen in den Wegeverbindungen der Ortschaften ein, die bisherigen Verbindungswege bleiben vielmehr völlig unberührt, auch die Kreuzung einmündender Seitenflüsse macht keinerlei Schwierigkeiten und gegen Sickerungen, welche einerseits zur Versumpfung der anliegenden Ländereien, andererseits zu erheblichen Wasserverlusten für die Schifffahrtsstraße selbst führen müßten, schützt die tiefe Lage des Wasserweges; der Befürchtung aber, daß der canalisirte Flußlauf durch Verschotterung unbrauchbar werden könne, beugt man durch zweckmäßige Construction und Handhabung der hier unentbehrlichen Wehre vor. Da auch die nothwendigen Erdarbeiten und etwaige Baggerungen bei möglichster Benutzung eines bereits vorhandenen Flußlaufes nur geringfügiger werden können, so ergeben sich schließlich für die Canalisirung eines solchen so erhebliche Minderkosten der Ausführung gegenüber denjenigen für einen Seitencanal (in der Regel werden die Kosten der ersteren nicht 40 Procent der Kosten des letzteren überschreiten), daß kaum noch ein Zweifel darüber aufkommen kann, der Seitencanal dürfe nur da platzgreifen, wo mit bloßer Canalisirung nicht mehr durchzukommen ist. Die Grenze der letzteren wird, wenn nicht die Kosten für die Befahrung eines Canales wegen der durch die Schleusungen verursachten Aufenthalte, durch die Schleusengelder und den Canalzoll schon früher Halt gebieten, in der Regel da liegen, wo die geringste Wasser-

zuführung des Flußlaufes zur Deckung des Bedarfes für die Durchschleusung, die Verdunstung u. s. w. nicht mehr ausreicht, mithin ungefähr da, wo die kleinste Abflußmenge unter zwei Kubikmeter in der Secunde herabsinkt. Zwar ist hier unter Umständen durch Anlage von Speisebehältern auszuhelfen, doch ist eine solche nur unter ausnahmsweise günstigen Verhältnissen mit angemessenem Kostenaufwande möglich, sobald es sich jedoch um Anstauungen von vielen Metern Höhe handelt, theils der Kosten, theils der Gefahren wegen, wenig rathsam.

Die Kosten der Herstellung einer Wasserstraße durch Canalisirung eines Flußlaufes und noch mehr diejenigen eines besonderen Schifffahrtscanals sind sehr bedeutende, und es muß als ausgeschlossen erscheinen, daß der Staat die Geldmittel zur Verfügung stelle, wie dies behufs Verbesserung einer bereits bestehenden oder durch einfache Regulirung leicht herzustellenden Wasserstraße gerechtfertigt sein kann, wenn dadurch ein entsprechender Aufschwung von Handel, Schifffahrt und Industrie herbeizuführen ist. Es muß vielmehr als der Billigkeit entsprechend erachtet werden, daß eine billige Verzinsung und Amortisation der erforderlichen Aufwendungen eintrete. Nur wo eine solche nachzuweisen oder als nachgewiesen zu erachten ist, darf von Flußcanalisirungen und Anlegung von Schifffahrtscanälen auf Kosten des Staates die Rede sein. Die Grenzen, bis zu welchen die ersteren wie die letzteren demgemäß als zulässig erscheinen, sind nicht schwer zu finden, wenn man darüber im Reinen ist, wie groß die Abgaben sein können, welche man einem neu zu schaffenden Frachtverkehr auferlegen könnte, ohne ihn der Lebensfähigkeit zu berauben, und wie umfangreich der zu erwartende Verkehr der Wahrscheinlichkeit nach in Aussicht genommen werden darf. Selbstverständlich ist eine allgemeine Beantwortung dieser beiden Fragen nicht möglich, dieselbe ist vielmehr in jedem einzelnen Falle von den besonderen obwaltenden Verhältnissen abhängig, doch läßt sich aus einem Beispiel wohl ein ungefährer Anhalt gewinnen.

Nehmen wir z. B. an, die Canalisirung eines Flusses koste pro Kilometer 72.000 Gulden ö. W. und sei mit 5 Procent zu verzinsen und zu amortisiren, außerdem seien 600 Gulden pro Kilometer jährlicher Unterhaltungs- und Verwaltungskosten aufzubringen, die Abgabe aber, welche dem zu erwartendem Schiffsverkehr auferlegt werden könnte, dürfe 0·12 Kreuzer für das Tonnenkilometer nicht übersteigen. Der in Aussicht zu nehmende, beziehungsweise als wahrscheinlich nachzuweisende Verkehr würde dann

$$\left(\frac{72000 \cdot \frac{5}{100}(\text{Zinsf.}) + 600 \cdot 100(\text{w. d. fl. 100 kr. hat})}{0\cdot12 \text{ (kr. Schiffsabgabe)}}\right) = 3{,}500.000 \text{ Tonn.}$$

betragen müssen, bevor eine volkswirthschaftliche Berechtigung der Flußcanalisirung behauptet werden kann. Bei einem Schifffahrtscanal, dessen Kosten man unter gleichen Verhältnissen auf das 2·5fache der Canalisirung annehmen kann, käme unter sonst gleichen Voraussetzungen ein Verkehr von $\left(\frac{180000 \cdot \frac{5}{100} + 600 \cdot 100}{0\cdot12}\right) = 8{,}000.000$ Tonnen als nothwendig heraus!

Die in dem vorstehenden Beispiel zu Grunde gelegten Sätze dürften, was die Anlagekosten betrifft, ziemlich genau der Wirklichkeit entsprechen, wenn nicht gerade ungünstige oder auf der anderen Seite besonders günstige Verhältnisse vorliegen; auch die Schiffsabgaben werden sich nicht erheblich steigern lassen, es sei denn, daß eine verhältnißmäßig kurze Canalstrecke sich an eine erheblich längere offene Flußstrecke anschlösse oder gar zwei große Wasserstraßen verbände, auf welchen die höhere Canalabgabe wieder eingebracht werden könnte. Aber dies wird immer nur möglich sein, wenn verhältnißmäßig lange offene Flußstrecken sich anschließen, da die Grundlage für die Herstellung oder Erweiterung eines Wasserweges, die Erschließung neuer Absatzgebiete mit Hülfe billigerer Frachtsätze, nie verloren gehen darf, die letzteren also nur in geringem Maaße zu Gunsten der Gewinnung einer höheren Canalabgabe gesteigert werden dürfen. Erheblich höhere Canalzölle als 0·12 Kreuzer für das Tonnenkilometer würden schon einer ganz besonderen Begründung bedürfen.

Halten wir den Satz von 0·12 Kreuzer als den wahrscheinlich nicht zu überschreitenden fest, so lassen sich wiederum aus den im obigen Beispiel berechneten Verkehrsweisen Schlüsse ziehen betreffs der nothwendigen Größe der auf einer Canalanlage zu verwendenden Fahrzeuge. Rechnet man als dem Verkehr zu Gebote stehende Fahrzeit jährlich 250 Tage, nimmt man ferner an, daß die durchschnittliche Zahl der täglichen Durchschleusungen = 50 sei, und legt man schließlich noch eine durchschnittliche Ausnutzung der vollen Tragfähigkeit der Fahrzeuge von $66^2/_3$ Procent zu Grunde, so kommt man bei dem zu canalisirenden Flusse nach obigem Beispiele schon auf eine minimale Tragfähigkeit der Fahrzeuge von

$$\left(\frac{3500000 \text{ (Tonnen)}}{250 (\text{Tg.}) \cdot 50 (\text{Schleus.}) \cdot {}^2/_3 (\text{Ausnutz.}) \cdot 2 \text{ Hin- u. Rückf.})}\right) = 210 \text{ Tonnen}$$

oder 2100 Metercentner. Geringer darf die Tragfähigkeit übrigens nicht sein, wenn auf dem freien Flusse noch Frachtsätze möglich bleiben sollen, die zu einem merklichen volkswirthschaftlichen Nutzen führen. Beim Schifffahrtscanale beträgt aber die minimale Tragfähigkeit

$$\frac{8000000}{250 \,.\, 50 \,.\, {}^2/_3 \,.\, 2} = \text{rot. } 480 \text{ Tonnen oder } 4800 \text{ Metercentner.}$$

Aus diesen, allerdings nur beispielsweise aufgeführten und deshalb je nach den obwaltenden Verhältnissen abzuändernden Zahlen dürfte zu entnehmen sein, daß eine durch Canalisirung hergestellte künstliche Schifffahrtsstraße, welche mit kleineren Schiffen als 2100 Metercentner Tragfähigkeit betrieben werden muß, kaum noch die Möglichkeit einer Rentabilität bietet, und man bei eigentlichen Schifffahrtscanälen kaum eine geringere Tragfähigkeit der Schiffe als 5000 Metercentner in Aussicht nehmen darf. Hieraus folgt weiter, daß Schifffahrtscanäle nur dann in geringeren Ausmessungen als für Schiffe von circa 5000 Metercentner Tragfähigkeit angelegt werden dürfen, wenn dieselben sich an canalisirte oder offene Flüsse anschließen, oder wenn man, in sicherer Erwartung eines größeren Verkehres, von vornherein mit dem Bau zweischiffiger Schleusen vorzugehen sich entschließt. Im letzteren Falle möchte man allenfalls auf 4000 Metercentner Ladungsfähigkeit der Fahrzeuge herabgehen dürfen.

Die vorstehenden Andeutungen, zu deren weiterer Ausführung es hier an Raum gebrochen hätte, dürften genügen, um zu zeigen, daß in der Regel nur die durch Regulirung größerer Flußläufe zu gewinnenden Wasserstraßen eine volkswirthschaftliche Bedeutung haben, Canalisirungen und Schifffahrtscanäle aber nur da, wo es sich um Förderung oder Bewältigung eines großen Massenverkehres, namentlich also um Verbindung zweier, für Handel und Industrie wichtiger Schifffahrtswege handelt. Es erhellt ferner aus diesen Ausführungen, daß solche Anlagen überhaupt nur lohnend sein können, wenn von vornherein die Entwickelung einer Schifffahrt mit größeren Fahrzeugen in Aussicht genommen wird, weil nur diese zu zweckentsprechend niedrigen Frachtsätzen führen kann, und daß es sich bei derartigen Wasserstraßen nicht darum handelt, den Eisenbahnen eine schädliche Concurrenz zu bereiten, sondern stets nur um das Inslebenrufen eines Umsatzes von Erzeugnissen, welche von den Eisenbahnen entweder gar nicht oder nur in sehr beschränktem Maaße zu befördern wären und für dieselben eher eine Last als eine Quelle des Gewinnes sein würden.

Johann Christian Günther.

Von Max Kalbeck.

Es giebt ein Glück und Unglück der Geburt. Zur rechten Stunde geboren zu werden, ist ein Vorrecht des glücklichen Genies, und der Fluch des unglücklichen ist es, entweder zu früh oder zu spät zu kommen. Die Einen suchen auf den Stoppelfeldern, von denen ein bevorzugtes Geschlecht geerntet, die spärlich zurückgebliebenen Halme zusammen, die Anderen säen auf unfruchtbaren Boden, und das Unkraut erstickt ihre Aehren. Als wollte es der Natur nicht gelingen, das Große und Herrliche auf einmal hervorzubringen, als bedürfte sie dazu mehrerer Anläufe und Versuche, wiederholen sich im Culturleben der Menschheit nicht allein dieselben Geistesströmungen, sondern auch dieselben Gestalten, die aus ihnen heraustreten, so daß man versucht wird, an eine Art von Seelenwanderung zu glauben, und sich fragt, ob nicht derselbe Mensch mehreremale zu verschiedenen Zeiten gelebt habe?

So taucht, wenn wir an den Götterliebling Goethe denken, neben ihm in blassen Farben ein zweites Dichterbild vor uns auf und sieht uns mit stillen leidvollen Blicken an. Aber es sind dieselben großen, durchdringenden Augen, mit denen Goethe so heiter und lebensfroh in die Welt schaute; es ist derselbe stolz geschürzte Mund, um dessen volle Lippen Züge von Genußfreudigkeit und Menschenverachtung, Herzensgüte und bitterer Satire ineinanderspielten. Und es leuchtet uns hier dieselbe schön gewölbte, freie Stirn entgegen, auf der die erhabensten Gedanken im Glanze der Wahrheit thronten; hier jedoch zeigt sie sich von den Spuren frühzeitigen Grames durchfurcht und von der Sorge Schatten umdüstert.

Es ist das Bild des „letzten Schlesiers", des unglücklichen Johann Christian Günther, das uns, verklärt von dem Märtyrium der Poesie und der Liebe, gegenübersteht. Wie kein Anderer vor und neben ihm schien Günther berufen, ein neues Zeitalter der deutschen Literatur heraufzuführen und den verwilderten und irregeleiteten Geschmack der Nation durch das Beispiel einer lebensvollen und lebenswahren Dichtkunst in die richtigen Bahnen zu lenken; aber, um zwei Menschenalter zu früh geboren, mußte er, verkannt und unverstanden, im Elend zu Grunde gehen und die Vollendung seiner ihm selber kaum bewußten Lebensaufgabe einem Glücklicheren überlassen. Er war der Entwickelung seiner Kunst um mehr als ein halbes Jahrhundert vorausgeeilt; während sein persönliches Auftreten als Dichter in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fällt, in eine Periode also, die zu den sterilsten und unerquicklichsten Abschnitten der deutschen Literaturgeschichte gehört, scheint der charakteristische Theil seiner Dichtungen, dem Inhalt und Ausdruck nach, aus der Zeit der Wiedergeburt unserer Poesie herzurühren, und einige seiner unmittelbarsten und eigensten Lieder weisen geradezu auf Goethe's Lyrik hin. Das Außerordentliche und gewissermaßen Unlogische seiner Erscheinung, die außer allem sichtbaren Zusammenhange mit den Bestrebungen von Vorgängern und Zeitgenossen steht, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit der Nachwelt auf den Dichter zu lenken, und die Gegenwart fängt endlich an, gut zu machen, was die Vergangenheit lange Zeit verabsäumte.

Der Erste, welcher auf die hohe Bedeutung und den wahren Werth der Günther'schen Dichtungen wieder zurückgewiesen, war Goethe selbst. Ihm wurde es nicht schwer, das, was ihm sympathisch zu seinem Vorläufer hinzog, herauszufühlen und auseinanderzulegen; er findet in Günther ein Fragment seiner eigenen Natur und erinnert sich mit angenehmem Grauen seiner eigenen Jugend, wenn er im siebenten Buche von „Wahrheit und Dichtung" bei der Schilderung der ihm vorangegangenen Literaturepoche schreibt: „Hier gedenken wir Günther's, der ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen,

Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken." „Das Rohe und Wilde daran," fügt Goethe hinzu, „gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise, und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Seitdem Goethe mit diesem oft angeführten Ausspruche, den er im Jahre 1811 niedergeschrieben, Günther's Wesen festzustellen versucht hat, ist von der Mehrzahl derer, die sich weiterhin mit dem Dichter beschäftigten, an dieser ihm von allerhöchster Hand aufgedrückten Signatur wenig verändert worden. Man war es zufrieden, das epigrammatische Citat im Munde zu führen, und übersah dabei, daß Goethe's Urtheil, das doch nur ganz im Allgemeinen zutrifft, einer näheren Prüfung bedurfte, die es zu einem weniger negativen Resultate gebracht haben würde. Heute sind wir der Ueberzeugung und hoffen, mit ihr auf keinen Widerstand zu stoßen, daß dem armen Günther zwar sein Leben, nicht aber sein Dichten zerronnen ist. Goethe's Verdienst und freundliche Gesinnung wird durch diese Modification seines Urtheils weder geschmälert, noch in Zweifel gestellt; er konnte als Sechziger nicht so urtheilen, wie er als Zwanziger geurtheilt haben würde, wo er Gefahr lief, in demselben Kampfe, in welchem Günther gefallen war, zu unterliegen. Für den aus dem Schiffbruche gründlich Erretteten haben Wogendrang und Wettersturm ihre Schrecken verloren; er freut sich des sicheren Landes und versteht bald nicht mehr, wie er jemals hat auf der hohen Fluth umhertreiben können. Nicht das tragische Los des früh Untergegangenen allein hat anderthalb Jahrhunderte lang verwandte Geister immer wieder zu Günther hingezogen, sondern die unvergänglichen Reize und Schönheiten seiner Poesie sind es, die uns so mächtig anregen und uns dafür bürgen wollen, daß Günther einer der wenigen Dichter ist, welche, losgelöst vom Boden ihrer Zeit, ihre Bedeutung haben.

Nur das Menschliche bleibt in allem Wechsel dasselbe und ist den Veränderungen des Geschmackes nicht unterworfen; und Günther ist seit Jahrhunderten wieder der erste Dichter, welcher mit der Convenienz gründlich bricht und vor Allem sagt, was er, und nur er zu sagen hat. Dichtung und Wahrheit stimmen bei ihm vollkommen überein; seine Gedichte sind ein poetisches Tagebuch, und das Leben ist das Material seiner Poesie. Davon wußte keiner seiner näheren Vorgänger und Zeitgenossen etwas; ihnen war die Beschäftigung mit der Kunst bald ein gelehrter Gegenstand, bald ein scherzhafter Zeitvertreib, bald ein moralisirendes Zuchtmittel, oder auch ein für bestimmte bürgerliche

und nützliche Zwecke angewendetes Handwerk. Daher kam es auch, daß die Poesie ihre Stelle im Lehrplane der Schulen hatte, daß der Begriff eines Dichters mit dem eines Gelehrten unzertrennlich zusammenhing, daß die in gebundener Rede abgefaßten Geistesproducte auf ihre praktische Verwendbarkeit hin geprüft wurden, daß es beinahe ebensoviele Theorien der Dichtkunst gab wie Dichter, und daß zwischen Gelebtem und Gedichtetem eine unüberbrückbare Kluft bestand. Hiermit ging das Bestreben Hand in Hand, die poetische Rede so viel wie möglich von der gewöhnlichen Umgangssprache zu unterscheiden, sie mit Bildern, Beispielen, schwülstigen und gezierten Wendungen zu überladen oder, wie es Opitz gethan, mit gelehrten Abhandlungen und Notizen auszurüsten. Ja, noch 1735, also zwölf Jahre nach Günther's Tode, hält es Fessel, der erste Herausgeber der Günther'schen Gedichte, für nöthig, in seiner umfangreichen Vorrede „von den so nöthigen als nützlichen Eigenschaften der Poesie" nachzuweisen, daß die Poesie keineswegs die leere und unwissenschaftliche Kunst sei, für welche ihre Verächter sie ansehen wollen. In dem Verzeichniß aller der Facultäten, welche der Herausgeber bei seinem Dichter finden zu müssen glaubt, stehen verzeichnet: Sprachwissenschaft, Grammatik, Rhetorik, Geographie, Verskunst, Chronologie, Genealogie und Wappenkunst, Alterthumskunde und Mythologie, Philosophie, Logik, Metaphysik, Ontologie und Kosmologie, Gottesgelahrtheit, Physik, Mathematik, Musik; das Naturrecht und Völkerrecht, die Ethik, Nationalökonomie, Physiologie, Diätetik, Pathologie und Therapeutik; römisches, canonisches und bürgerliches Recht, symbolische, patristische, polemische und exegetische Theologie u. s. w. Und diese Vorrede wird den Werken eines Günther vorausgeschickt, der den Tribut, welchen der Zeitgeschmack von ihm gefordert, nur widerwillig zahlte, der dieselbe Richtung einschlug wie Goethe, „nämlich dasjenige, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich abzuschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als sich im Inneren deshalb zu beruhigen".

Günther giebt sich nicht schlechter und nicht besser als er wirklich ist, und wenn wir seine Gedichte kennen, kennen wir ihn selbst. Wer möchte das oder auch nur Aehnliches von sämmtlichen Dichtern der beiden schlesischen Schulen, denen Günther von tonangebenden Literarhistorikern noch immer beigezählt wird, behaupten wollen?

Auch bei den ihm nachfolgenden Fabeldichtern und Anakreontikern findet sich von einer solchen modernen Auffassung der Poesie kaum eine

Spur. „Sie predigten“ — um ein Wort Heine's umzukehren — „öffentlich Wein und tranken heimlich Wasser.“ Die Lohenstein und Hoffmannswaldau waren tugendhafte Bürger in Amt und Würden, deren sittsamer, hochacht- und ehrbarer Wandel im schreiendsten Widerspruche zu den Lascivitäten und sinnlichen Extravaganzen ihrer Poesie stand: trockene Philister mit künstlich erhitzter Phantasie!

Es ist allerdings immer eine bequeme und billige Tugend gewesen, sich über den ungeregelten Lebenslauf eines fahrenden Poeten zu entrüsten, dem das Unheil widerfuhr, die Poesie mit dem Leben zu verwechseln, und der demzufolge ein Märtyrer seines Ingeniums geworden ist. Anstatt über die vielbeschrieene Charakterlosigkeit Günther's zu klagen, wäre es doch rathsamer, seinen Charakter erst einmal verstehen zu lernen; alsdann würde sich ergeben, daß der Dichter zu seiner Zeit unter seinen Verhältnissen und mit seinen Eigenschaften gar nicht anders sich entwickeln konnte, als er sich entwickelt hat.

Johann Christian Günther*) ist am 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien als der Erstling einer zweiten Ehe geboren worden. Sein Vater, der Doctor der Medicin und praktische Arzt Johann Günther, war in den Achtziger-Jahren des siebzehnten Jahrhunderts aus Aschersleben nach Schlesien eingewandert, hatte sich dort in dem kleinen Striegau als Stadtphysicus niedergelassen und sich 1687 verheirathet. Seine erste Frau starb sammt ihrem neugebornen Töchterlein Theodora im Wochenbett 1690, und Dr. Günther führte drei Jahre später die ihm gleichalterige vierunddreißigjährige Anna Eichbander, eine Breslauerin, ins Haus. Außer Christian gebar diese seine zweite Frau ihm noch zwei Töchter, die erste 1698, welche am Leben blieb, und eine zweite, die jung starb. Der alte Günther war der Sohn eines schlichten Bürgers und von Jugend auf an Entbehrungen gewöhnt. Bei seinen vielen Geschwistern langte das Geld nicht zu, und er machte sich durch eigenen Erwerb früh selbstständig, um studiren zu können. Der Gewinn, den er sich von seiner Wissenschaft versprochen hatte, blieb aus, und die Nahrungssorgen wuchsen mit seiner Familie. Seine ärztliche Praxis reichte zur Noth für den bescheidenen Unterhalt des Hauses hin; denn Vater Günther war ein ehrlicher Mann, der es verschmähte, zur Charlatanerie zu greifen und Geheimmittel zu fabriciren, was damals ein einträgliches Geschäft war. Er rief seine Wissenschaft nicht auf den Gassen aus,

---

*) Der Verfasser erzählt hier nach neuen, zum Theil von ihm selbst entdeckten Quellen.

ging den Patienten nicht mit Messer und Gift zu Leibe, behandelte sie weder wie unerfahrene Käufer, um sie mit Polychresten zu prellen, noch zögerte er ihre Heilung künstlich hinaus; auch brachte er nicht Krankheiten hervor, um sie wieder vertreiben zu können, gab sich nicht zum Kuppler und Wahrsager her und schloß sich somit von der Zunft unsauberer Collegen stolz und feindselig ab. Da konnte er natürlich auf keinen grünen Zweig kommen, und der vergrämte, etwas pedantische Mann war der Letzte, zu dem man in bedenklichen Fällen schickte. Selbst unbemittelt, wurde er der Freund und Helfer der Unbemittelten und plagte sich Tag und Nacht für nichts als seine gute Sache. Seine einzige Erholung war der Anbau und die Pflege seines Gartens, in welchem er Obstbäume und officinelle Kräuter zog; während seine Frau Gemüse und Feldfrüchte pflanzte, die sie, wie es scheint, sammt dem Obste selbst zu Markte zu bringen pflegte. Die harten Erfahrungen seines eigenen freudlosen Lebens sollten, wie Dr. Günther hoffte, seinem Christian erspart bleiben, und er rühmte den brodlosen Künsten gegenüber des Handwerks goldenen Boden. Anfangs aber mochte er noch auf eine günstige Wendung seiner Lage sich vertröstet haben; denn er unterwies den Sohn persönlich in den classischen Sprachen und in weltlichen und geistlichen Wissenschaften. Erst als er sah, daß der Lerneifer des Knaben in bedenklicher Weise zunahm, daß jener alles sich zu nutzen machte, was an geistiger Nahrung zu erlangen war, erschrak er über das Unheil, das er in guter Meinung selber angerichtet und entzog seinem wißbegierigen Schüler Unterricht und Bücher. Die Aussichten in die Zukunft waren gar zu trübe; wo sollte er die Mittel hernehmen, um den Sohn auf Gymnasium und Universität zu schicken?

Aber der alte Günther mußte sehr bald bemerken, daß er einen Geist beschworen hatte, der, mächtiger als der eigene, sich nicht mehr bannen ließ. Anstatt sich selbst anzuklagen, zürnte er dem Sohne, der sich seinen Wünschen nicht fügen wollte, und es war eine Erlösung für beide Theile, als der Zufall in der Person des Dr. Thiem, praktischen Arztes aus Schweidnitz, den Retter in der Noth nach Striegau sandte. Thiem nahm den aufgeweckten frühreifen Knaben, dessen vielseitige Begabung ihn überraschte, in sein Haus und brachte ihn auf die zwei Jahre vorher (1708) gegründete Schweidnitzer Gnadenschule, wo er von dem Rector Joh. Chr. Leubscher, einem vorurtheilslosen, freisinnigen und verständigen Schulmanne, in die oberste Classe, welche bei der anfänglich geringen Anzahl von Schülern die Disciplinen der fünf höheren Lehrcurse in sich vereinigte, aufgenommen wurde.

Mit dieser Wendung seiner Verhältnisse war Günther's Geschick besiegelt. Leubscher legte besonderen Nachdruck auf die „Excolirung des Studii poetici", und wenn Günther überhaupt noch eines Sporns zur Ausübung seines früh erwachten poetischen Talentes bedurft hätte, so würde er hier die mächtigste Anregung und Förderung seiner Lieblingsneigungen gefunden haben. Binnen Kurzem wurde er die eigentliche bewegende Seele des Gymnasiums, und kein Schulfest und feierlicher Actus ging vorüber, an welchem er nicht in hervorragender Weise persönlich theilgenommen hätte. Sein gefälliges Wesen, sein leicht erregbares Temperament, und vor Allem seine dichterische Begabung, die sich immer schneller und reicher entfaltete, machten ihn überall beliebt und gern gesehen, verschafften ihm angesehene Gönner und Freunde, mit ihnen Zutritt in den ersten Häusern der leichtlebigen Stadt und nahmen ihm die Sorgen für die Zukunft als eine leichte Last von der Seele. Dazu kam, daß Günther ein auffallendes und wohlgebildetes Aeußeres besaß, das ihm den besten offenen Empfehlungsbrief an alle Welt ausstellte. Er war, wie sein Vater nicht ohne Wohlgefallen schreibt, „von mittlerer Größe und wohlproportionirten Gliedmaßen, und sein längliches Gesicht mit schwarzbraunen Augen und Haupthaaren hatte etwas Annehmliches und Reizendes an sich, so daß er auch bald von Kindheit an und sonderlich während seiner Studienzeit Jedermann gefiel". In Schweidnitz wußte man damals zu leben und zog den jungen Dichter in den bunten Strom geselliger Vergnügungen. Dafür erwies er sich mit Gelegenheitspoesien dankbar, die ihm nebenbei auch ein gutes Stück Geld einbrachten, und die Gefahr, den Ernst des Lebens in nichtigen Zerstreuungen zu vertändeln, lag nahe genug. Schon Martin Opitz klagt in seinem Buche „Von der deutschen Poeterey" über die Gelegenheitsdichtung: „Es wird kein Buch, keine Hochzeit, kein Begräbniß ohn' uns gemacht, und gleichsam, als wenn Niemand könnte allein sterben, gehen unsere Gedichte zugleich mit ihnen unter". Und doch war es gerade diese Art von poetischer Arbeit, die damals im besten Ansehen stand und auch dem jungen Günther seine ersten Lorbeern eintrug. Die Gesellschaft ist eine der schlimmsten und gefährlichsten Klippen für jedes künstlerische Streben, und nur eine außergewöhnliche Charakterstärke vermag ihren verführerischen Lockungen andauernden Widerstand entgegenzusetzen. Der vom Knaben- ins Jünglingsalter tretende Poet hätte ein Herz von Stahl und eine Gesinnung von Eisen besitzen müssen, wenn der jähe Wechsel von Entbehrung und Ueberfluß, den er erlebte, keine Revolution in seinem Innern hätte hervorrufen sollen. Das Leben, welches im elter-

lichen Hause ihm als eine Reihe von Entbehrungen erschienen war, zeigte ihm plötzlich ein ganz anderes Gesicht. Alle Herzen flogen ihm zu, namhafte Dichter und Gelehrte, wie Balthasar Scharff und Benjamin Schmolck, zwei geistliche Liedersänger, zeichneten ihn aus, die Wissenschaften, in denen er dank der gründlichen väterlichen Vorbildung seinen Mitschülern überlegen war, gingen ihm spielend ein, er trat nicht nur auf der Schulbühne, die Leubscher eingerichtet hatte, sondern auch in der Gesellschaft als vielbeliebte „lustige Person" auf, seine Freunde hingen an ihm und beteten ihn an, und die Frauenzimmer verrückten ihm vollends den Kopf. Bald sah er die Welt nur noch für einen Tummelplatz fröhlicher Launen und zärtlicher Leidenschaften an, für einen Kreis von rosenbekränzten, sonnengoldigen Tagen, der sich um ihn als Mittelpunkt drehte; die Dichtkunst hielt er für die einzige menschenwürdige Beschäftigung und gewöhnte sich an jene romantische Auffassung des Lebens, von welcher er sich auch später nicht mehr befreien konnte. „Wenn ich ein Taugenichts bin," sagte er sich, „so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen." Ja, wären der Frühling, der Morgenthau, die Blumen, die Liebe und die Jugend unsterblich, so hätte Günther es wohl so gut getroffen, wie Eichendorff's „Taugenichts" und wie dieser wirklich sein Glück gemacht!

Im Herbste 1715 verließ der neunzehnjährige Günther die Schule und verherrlichte den Abschied mit einem von ihm gedichteten Trauerspiele: „Die von Theodosio bereute und von der Schuljugend von Schweidnitz den 24. September 1715 vorgestellte Eifersucht," in welchem er die lustige Person, den Polylogus, spielte. Das Stück verräth bei aller Unbeholfenheit und undramatischen Weitschweifigkeit des Ganzen doch im Einzelnen den echten Dichter und eine über den Lyriker, welcher Günther im Uebrigen geblieben, weit hinausgehende Gestaltungskraft. Noch mehr als durch seine poetische Eigenthümlichkeit interessirt das Drama durch das in ihm liegende sittliche oder vielmehr unsittliche Moment.

Die mitunter zügellose Darstellung von Dingen, welche auch einem Erwachsenen im Munde zu führen nicht anstünden, legt ein deutliches Zeugniß ab für die Verwilderung des damaligen öffentlichen Geschmacks. Geradezu unglaublich dünkt es uns, daß ein solches Compendium von Zweideutigkeiten und offenkundigen Zoten in den Schülern einer höheren Lehranstalt vor versammelten Lehrercollegium und dem vornehmen Publicum der Stadt seine Interpreten finden konnte. Da hierin für keinen Theil etwas Anstößiges lag, wird man

um so leichter über ähnliche in Günther's Gedichten öfters vorkommende Anstößigkeiten und Derbheiten hinwegsehen dürfen.

Ehe Günther Schweidnitz verließ, um die Universität zu beziehen, trat das Ereigniß ein, welches den tiefgehendsten und nachhaltigsten Einfluß auf sein ganzes Leben ausüben und seiner Poesie jene hinreißende Beredsamkeit der Leidenschaft und ergreifende Wahrheit des Gefühls geben sollte, vermöge deren sie sich hoch über die gesammte Literatur der Zeit erhoben und bis in unsere Tage hinein wohlthätig fortgewirkt hat. Wir meinen seine Liebe zu Magdalis Leonore Jachmann, die er unter ihren beiden Vornamen in vielen seiner besten Lieder besungen und verherrlicht hat. Um in der oft beredeten und bis zur Stunde unentschiedenen Leonorenfrage zu einem sicheren Resultate zu gelangen, müssen wir gleich feststellen, daß Günther später in Leipzig eine zweite Liebe unter demselben Namen besungen hat. Ehe er von der Schweidnitzerin zu der Leipzigerin sich wendete, nannte er die Jugendgeliebte nach ihrem Rufnamen Magdalis, später abgekürzt zum Unterschiede von der Leipzigerin Lenchen. Nachdem Leonore in Leipzig ihrem Geliebten untreu geworden und Günther nach Schlesien in die Arme seiner früheren Liebe zurückgekehrt war, mochte er in der Wahl des Namens Leonore ein heiliges Symbol seiner Herzensgeschichte erblicken; Gegenwart und Vergangenheit, Hoffnung und Erinnerung flossen in dem einen für ihn so beziehungsvollen Worte zusammen und er wußte seiner Magdalis Leonore keine schmeichelhaftere Huldigung darzubringen, als daß er gleichsam sein verdoppeltes Gefühl auf sie übertrug und sie seine einzige wahre und treue Leonore nannte. Günther lernte seine Magdalis-Leonore im Sommer 1714 in Roschkowitz kennen, auf demselben lieblichen, wiesen- und waldreichen, von der Lohe durchflossenen Landgute des Herrn v. Bock bei Nimptsch (des Vaters eines seiner Schulfreunde), welches, durch Erinnerungen an Logau, Gryphius und Lohenstein geweiht, unserem Dichter durch den Tod einer Jugendgespielin (Philindren oder Flavia) die erste schmerzliche Erfahrung gebracht hatte. Noch ein Jahr vor seinem Tode singt er von jener glücklichen Zeit:

„Da wurden wir vertraut, mein Herz fing an zu brennen,
Und lernte nach und nach zuerst von ohngefähr,
Daß zweierlei Geschlecht und Lieben Leben wär'.
Jetzt kam mir der Besitz von deiner Gunst zu statten,
Dort, wo mir Roschkowitz im kühlen Lindenschatten
Durch Philindrenens Kuß den ersten Wunsch entführt,
Und wo ihr Name noch viel glatte Birken ziert.

Du weißt, Kalliope! die Nachtluft im Gefilde,
Den nahen Aufenthalt von klein' und großem Wilde,
Die Gegend, die den Blick durch Wiesen, Wald und Feld
Von weitem und auch nah' mit Wollust unterhält.
Dort, wo die faule Loh' durch Forst und Thäler schleichet,
Wo unser Schlesien sich selbst an Schönheit weichet,
Und wo der heil'ge Stamm der großen Eiche steht,
Die Logau, Lohenstein und unser Gryph erhöht.
O allerliebster Ort! Wie sollt' es mich ergetzen,
Noch einmal meinen Fuß auf Deine Trift zu setzen!
Ach kleines Roschkowitz, wie wohl gefällst du mir!
Mein Ruh'platz ist noch fern; ach wär' er doch in dir!
Ach käm' es mir so gut mit Büchern und mit Singen
Nach überstand'ner Angst mein Leben hinzubringen!...
Du weißt, Kalliope! dergleichen Sehnsuchtslieder
Bewegten dort herum das Echo hin und wieder;
Da lebte Günther wohl, da war noch gute Zeit,
Da wußten wir noch nichts von Noth und Dürftigkeit."

Günther war, als er sich in Magdalis verliebte, ein Jüngling von 19 Jahren, schön, voll Temperament und Feuer, begeistert für die höchsten Ziele des menschlichen Geistes, voller Hoffnungen auf eine große Zukunft und von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit im geselligen Umgange. Wenn ihn die Ferien von der Schulbank erlösten, zog es ihn zu den Roschkowitzer Freunden; das düstere elterliche Haus in Striegau, wo Mangel und Entbehrung zwischen kahlen Wänden wohnten, und er für die Schwärmerei seines Herzens keine Nahrung fand, konnte keine besondere Anziehungskraft auf ihn ausüben. Seine Leonore scandirte mit ihm den Horaz, war eine lernbegierige und aufmerksame Theilnehmerin aller seiner Arbeiten und versüßte ihm durch tausend Zärtlichkeiten seine Tage. In Schweidnitz konnte der Verkehr des jungen Paares kein so intimer und sorgloser bleiben wie in Roschkowitz. Ein Liebesverhältniß in einer kleinen Stadt, wo Jeder dem Nachbarn in die Fenster sieht, geheim zu halten, war mit der Zeit unmöglich. So lange indessen nur wenige Häuser und Straßen zwischen den Liebenden lagen, und sie die Aufpasser überlisten oder sich doch wenigstens durch Blicke und Zeichen verständigen konnten, drohte dem inneren Glück ihrer Herzen keine ernste Gefahr. Das änderte sich jedoch, als Günther auf Universitäten ging und seine Liebe unter übelwollenden und ihm feindlich gesinnten Leuten zurücklassen mußte, die jeden einlaufenden Brief beredeten, alles zum Schlechtesten kehrten und jedes von Wittenberg herüberdringende Gerücht zu ihren Zwecken ausbeuteten. Sie zweifelt an seiner Treue und verzehrt sich in Thränen der

Sehnsucht. Er erwidert ihr, daß ihm nichts ans Leben fessle wie der Gedanke an sie. Der Vater hat ihm seine Hülfe entzogen. Die entstandene Noth dringt von allen Seiten auf ihn ein, alle Wetter ziehen sich über seinem Haupte zusammen, und er ist bis zum Selbstmord verzweifelt; aber er erträgt sein hartes Los um der Geliebten willen. Und nun hat man ihm ihr Herz entwendet und ihn bei ihr verleumdet. Ihre Schwester wird ihm geschrieben haben, er solle das Band mit der ihm insgeheim Verlobten lieber zerreißen, wenn er es nicht ernst mit ihr meine und keine Aussicht auf ein Amt habe. Er will davon nichts hören und betheuerte seine Treue bei Allem, was ihm heilig ist. Sie soll ihm anhängen, und ob die ganze Welt sich gegen sie und ihn auflehnte. Aber das Gift der Verleumder hatte seine Wirkung gethan. Was bei Günther's Anwesenheit nicht durchzusetzen war — denn sie fürchteten seinen überlegenen Spott — ließ hinter dem Rücken des Ahnungslosen sich ohne Bedenken ausführen, zumal er selbst, wie viele Menschen von Phantasie, eine argwöhnische, eifersüchtige und leicht umzustimmende Natur war. Ihm wurde von guten Freunden hinterbracht, sie habe sich entschlossen, einen Anderen zu nehmen, wozu man ihr auch von allen Seiten lebhaft zusetzte, und Ihr wurde von guten Freundinnen so viel Schlechtes über Günther gesagt, als die Bosheit gegen den frei und ungebunden lebenden Studenten aufzubringen wußte. Das Resultat war, daß Günther endlich an die Falschheit der Geliebten glaubte, in seiner Einbildungskraft alle möglichen Folgen des vermeintlichen Treubruchs sich selbstquälerisch ausmalte, seine stilldulddende Leonore beleidigte und mit um so größerer Zügellosigkeit der liederlichen Wirthschaft des Wittenberger Burschenlebens sich hingab. In diabolischer Lust stürmte er unter Saufgelagen, Raufereien und flandrischen Liebschaften auf Gesundheit, Ehre und Ruf los und führte so den verhängnißvollen Bruch mit Heimath und Vaterhaus herbei, der auch durch seine aufrichtigste und demüthigste Reue nicht mehr zu heilen war. Der armen gedrückten, verhöhnten und verleumdeten Magdalis mochte das Leben im Hause ihrer Eltern allmählich unerträglich geworden sein. Sie entschloß sich, eine Stelle als Ausgeberin oder Wirthschafterin auf einem Adelssitze der Umgegend anzunehmen, kam in gleicher Eigenschaft später nach Borau bei Strehlen und von dort auf ein herrschaftliches Schloß Zedlitz bei Breslau und blieb vorläufig für Günther, der sich von ihr hatte lossagen müssen, verschollen. An beiden erwähnten Orten sah er sie erst nach vier und fünf Jahren wieder und erneuerte den alten Liebesbund mit Schwüren reuevoller Zärtlichkeit.

(Schluß folgt.)

Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns.

Von Max von Hantken.

Die Kohlenablagerungen Ungarns gehören verschiedenen geologischen Systemen, und zwar dem Carbon-, Jura-, Kreide- und dem Tertiärsysteme an, von denen namentlich jene der Jura- und Tertiärsysteme von eminenter volkswirthschaftlicher Wichtigkeit sind, denn dieselben besitzen eine bedeutende Ausdehnung in verschiedenen Gegenden und enthalten Kohlenflötze von vorzüglicher Qualität.

Die Kohlenablagerungen des Carbonsystems sind in Ungarn durch eine untere und obere Abtheilung derselben repräsentirt. Erstere Abtheilung ist in der sogenannten Culmfacies entwickelt, und besitzt eine bedeutende Verbreitung in den Centralkarpathen. Sie enthält keine Kohlenflötze, wohl aber mächtige Braun- und Spateisensteinlager. Die obere Abtheilung, die sogenannte productive Kohlenformation, kommt nur in dem Banater Gebirge vor und enthält in der Umgebung von Reschitza im Krassoer Comitate, sowie bei Eibenthal im Szörényer Comitate Kohlenflötze. Gegenwärtig werden nur die Kohlenflötze bei Reschitza abgebaut und gehören die daselbst bestehenden Gruben der Oesterr.-Ungar. Staatseisenbahngesellschaft. Hier treten vier Kohlenflötze von veränderlicher Mächtigkeit auf, und zwar beträgt im Durchschnitte die Mächtigkeit des ersten Flötzes 0·75, des zweiten 2·00, des dritten 1·50, des vierten 1·30 Meter.

Die Erzeugung an Kohlen im Jahre 1884 betrug 517.220 Metercentner.

Wie aus dem Vorangehenden zu entnehmen ist, hat die Natur Ungarn mit Kohlenflötzen des Carbonsystems sehr spärlich bedacht, hingegen hat sie das Land mit Flötzen des Jurasystems so reichlich gesegnet, wie es keinem anderen Lande Europas zu Theil wurde.

Das Jurasystem besteht in Ungarn überwiegend aus pelagischen Tiefseebildungen, aus Kalksteinen. Nur in den südlichen Landestheilen ist die untere Abtheilung desselben, der Lias, als eine Meeresstrandbildung entwickelt, die mehr oder weniger zahlreiche Kohlenflötze enthält. Solche kohlenflötzführende Ablagerungen des Lias treten im Fünfkirchner und Banater Gebirge und in dem südöstlichen Theile von Siebenbürgen auf.

Die liasische Kohlenbildung im Gebiete des Fünfkirchner Gebirges erstreckt sich längs dem Streichen desselben von Fünfkirchen bis Vasas und Hoszuhetény auf eine Länge von circa 13 Kilometer. Hierauf wird sie durch jüngere Sedimentär- und Eruptivgesteine unterbrochen und tritt am nördlichen Ende des Gebirges bei Szászvár, Varallja und Nagy Manyok wieder auf. In dem südlichen Kohlenterrain beträgt die Mächtigkeit des kohlenführenden Schichtencomplexes bei 800 Meter. In demselben treten 80 Kohlenflötze auf, von welchen 28 abbauwürdig sind. Die Mächtigkeit der abbauwürdigen Flötze beträgt 0·4 bis 1·5 Meter. Bei einzelnen Flötzen steigt sie bis 12 Meter. Der größte Theil der in dem südlichen Kohlenterrain befindlichen Kohlengruben befindet sich im Besitze der priv. Ersten Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft. In dem nördlichen Kohlenterrain ist die Anzahl der Flötze eine bedeutend geringere und sind die Lagerungsverhältnisse in Folge des Auftretens eruptiver Gesteine häufig gestört. Die Gesammterzeugung an Kohlen in dem Gebiete des Fünfkirchner Gebirges im Jahre 1884 betrug 5,564.610 Metercentner, wovon auf die Gruben der Dampfschifffahrtsgesellschaft 4,938.758 Metercentner entfielen.

Der Liasperiode angehörige Kohlenbildungen treten im Gebiete des Banater Gebirges bei Reschitza und Steierdorf-Anina im Krassoer und in der Umgebung von Berszászka im Szörényer Comitate auf.

Bei Reschitza enthält die Kohlenbildung zwei abbauwürdige Kohlenflötze, deren Mächtigkeit sehr veränderlich ist, indem sie sich bald verschmälern, bald erweitern, ja stellenweise gänzlich verschwinden. Die Mächtigkeit des einen Flötzes beträgt im Durchschnitte 1·9, die des anderen 1·3 Meter.

Die Kohlenerzeugung im Jahre 1884 betrug 594.605 Metercentner.

In Steierdorf-Anina bildet die Kohlenablagerung eine Ellipse, welche ihre Entstehung einer der im Banater Gebirge häufigen Faltungen der Schichten verdankt. Den Kern der Falte bildet ein dem Dyassysteme zugerechneter Sandstein, um welchen die kohlenflötzführende Liasbildung mantelförmig gelagert ist. Darüber folgen dem Dogger angehörende Mergel und hornsteinführende Kalksteine und über diesen oberjurasische und untercretacische Kalksteine. Die Länge der kohlenführenden Ellipse beträgt 8·7, die Breite 1·8 Kilometer. Die Mächtigkeit des liasischen Schichtencomplexes beträgt über 300 Meter. Die kohlenführende Abtheilung desselben enthält fünf Kohlenflötze, und zwar drei Liegend- und zwei Hangendflötze. Die Mächtigkeit der Flötze ist veränderlich und nicht an allen Stellen abbauwürdig. Im Durchschnitte beträgt die Mächtigkeit derselben in der Reihenfolge von unten nach oben 2, 1·5, 1·5 (Liegendflötze), 2·8 bis 4·4 (Hauptflötz), 1·2 Meter (Hangendflötz). Im Hangenden der flötzführenden Abtheilung folgen bituminöse Schiefer, deren einzelne Partien 5 bis 7 Procent Steinöl enthalten und sind diese Partien bis zum Jahre 1882 zur Gewinnung von Steinöl auch abgebaut worden. Außerdem treten in diesen Schiefern auch mehrere Bänke von Kohleneisenstein (Blackband) auf, von denen die mächtigeren abgebaut werden. Die Kohlenproduction im Jahre 1884 betrug 2,227.000 Metercentner.

Die Kohlengruben sowohl bei Reschitza als auch in Steierdorf-Anina sind Eigenthum der Oesterr.-Ungar. Staatseisenbahngesellschaft.

Die liasische Kohlenbildung im Szörényer Comitate beginnt an der Donau an der Mündung des Sziriniaflusses und erstreckt sich von da in nördlicher Richtung auf eine Länge von ungefähr sieben Kilometer. Die untere Abtheilung des Lias besteht aus einem mächtigen Schichtencomplex von grobkörnigen Sandsteinen, in welchem ortsweise auch Kohlenflötze auftreten. Ueber den Sandsteinen folgen sehr petrefactenreiche Mergellagen, die dem mittleren Lias angehören, darüber milde Sandsteine und Mergel mit Kohlenflötzen, und weiter im Hangenden Schiefer und dem Tithon und der Kreide angehörige Kalksteine. Gegenwärtig werden die Kohlenflötze nur in der Gemarkung der Gemeinde Berszászka in der unmittelbaren Nähe der Donau abgebaut und gehören die dortigen Gruben den Gebrüdern v. Gutmann. Die Gruben beginnen unmittelbar an der Donau bei der Einmündung des Sziriniaflusses und erstrecken sich von da in nördlicher Richtung auf eine Entfernung von ungefähr zwei Kilometer. Die hier auftretenden Schichten befinden sich in umgekippter Lage, so daß die jüngeren

Schichten als Schiefer und Neocomkalkstein das Liegende der Kohlenflötze bilden. Die Mächtigkeit der Kohlenflötze ist sehr veränderlich, indem dieselben sich häufig verzweigen und stellenweise sich ausbauchen oder verschmälern.

Die Kohlenerzeugung im Jahre 1884 betrug 440.900 Metercentner.

In dem südöstlichen Theile Siebenbürgens tritt die kohlenflötzführende Liasablagerung in zwei, und zwar im Hobbach-Wolkendorfer und im Neustadt-Rosenauer Zuge auf. Gegenwärtig besteht nur ein Grubenbau bei Wolkendorf der Firma Arzt und Zell in Kronstadt und kommen daselbst mehrere in ihrer Mächtigkeit sehr veränderliche Flötze vor. Gegenwärtig wird nur ein Flötz abgebaut, das sich manchmal ganz ausschneidet, an manchen Stellen sich jedoch bis auf acht Meter ausbaucht. Die Liasschichten bestehen vornehmlich aus Sandstein und Schieferthon.

Die Kohlenerzeugung im Jahre 1884 betrug 60.000 Metercentner.

An dem westlichen Rande des Bakony und in dem siebenbürgisch-ungarischen Grenzgebirge enthält das Kreidesystem in einigen Gegenden kohlenflötzführende Brack- und Süßwasserbildungen, unter welchen in volkswirthschaftlicher Beziehung die Kohlenbildung am Rande des westlichen Bakonys wichtig ist, indem sie abbauwürdige Kohlenflötze enthält, welche gegenwärtig bei Ajka im Vesprimer Comitate den Gegenstand eines bedeutenderen Bergbaubetriebes bilden. Bei der constatirten bedeutenden Ausdehnung dieser Kohlenbildung erscheint es unzweifelhaft, daß auf diesen Flötzen mit der Zeit noch neue Gruben eröffnet werden. In dem siebenbürgisch-ungarischen Grenzgebirge hingegen sind die bisherigen Versuche zur Ausbeutung der dem Kreidesysteme angehörigen Kohlenflötze, namentlich bei Barod im Biharer Comitate, wegen stark gestörten Lagerungsverhältnissen von keinem günstigen Erfolge gewesen und ist der dort einige Zeit betriebene Kohlenbergbau eingestellt worden.

Die kohlenflötzführende Bracke und Süßwasserbildung bei Ajka im Vesprimer Comitat besteht aus abwechselnden Schichten von Kohlenflötzen, Mergeln und Süßwasserkalken und ist vermöge ihrer organischen Reste gleichalterig mit den sogenannten Gosauschichten der Alpen. Die Mächtigkeit derselben beträgt ungefähr 60 Meter. Sie ist zwischen marinen Kalksteinen und Mergel, die gleichfalls dem Kreidesysteme angehören, gelagert.

Die Anzahl der Kohlenflötze ist eine beträchtliche, doch besitzen nur drei eine bedeutendere Mächtigkeit. Das mächtigste ist das sogenannte Liegendflötz, welches eine durchschnittliche Mächtigkeit von zwei Metern

besitzt. Nahe zu diesem Flötze tritt ein zweites, das sogenannte Wetterstreckenflötz. Diese zwei Flötze werden abgebaut. Im Hangenden befindet sich das wegen seines bedeutenden Harzgehaltes „Bernsteinflötz" genannte Flötz, welches bisher nicht abgebaut wurde.

Die Kohlenerzeugung im Jahre 1884 betrug 685.896 Metercentner.

Das Tertiärsystem ist für den Kohlenbergbau Ungarns unbestreitbar das wichtigste, indem es in den verschiedenen Landestheilen Braunkohlenflötze in bedeutender Ausdehnung und von vorzüglicher Qualität enthält und in erster Linie berufen ist, den Kohlenbedarf der sich immer mehr und mehr entwickelnden heimischen Industrie zu decken. Die reichsten und bedeutendsten tertiären Kohlengebiete befinden sich in Ungarn im mittelungarischen Gebirge und in Siebenbürgen im südwestlichen Theile des Zsylthales. Die tertiären Kohlenablagerungen gehören den eocenen, oligocenen und miocenen Abtheilungen des Tertiärsystemes an.

Die eocene Abtheilung des tertiären Systems enthält nur in dem südwestlichen Theile des mittelungarischen Gebirges kohlenflötzführende Ablagerungen und kommen in diesem Gebiete mehrere mehr oder weniger bedeutende Kohlengebiete vor, unter welchen das Graner Kohlenterrain eine eminente kohlenindustrielle Wichtigkeit besitzt, indem daselbst mächtige Kohlenflötze in den eocenen Süßwasserbildungen vorkommen, welche schon seit langer Zeit Gegenstand des Abbaues bilden und sobald diese Gegend durch eine Eisenbahn mit der Landeshauptstadt in Verbindung gebracht sein wird, in erster Linie berufen ist, den Kohlenbedarf der hauptstädtischen, schon jetzt eine hervorragende Stellung einnehmenden Industrie zu decken.

Die kohlenflötzführende eocene Süßwasserbildung der Graner Gegend bildet die unterste Partie der eocenen Abtheilung und ruht unmittelbar auf unterliasischen Kalksteinen oder auf dem Dachsteinkalke. Sie besteht aus abwechselnden Schichten von Kohlenflötzen, Kohlenschiefern und Süßwasserkalken. An einzelnen Oertlichkeiten, wie in Donogh, Sárisáp und Csolnok sind zwischen diese auch brackische, sehr muschelreiche Schichten eingelagert. Die Anzahl und die Mächtigkeit der Flötze ist eine verschiedene.

In Dorogh treten fünf Flötze auf, von denen nur das oberste eine bedeutende, stellenweise 7·5 Meter betragende Mächtigkeit besitzt und abgebaut wird. Die übrigen Flötze werden wegen ihrer geringen Mächtigkeit nicht abgebaut.

In Tokod ist eigentlich nur ein Flötz vorhanden, das durch zwei Süßwasserkalklagen in drei Bänke getheilt ist. Die Mächtigkeit desselben beträgt im Durchschnitte 10 Meter.

In Csolnok und Sárisáp kommen drei Flötze vor, von denen im Durchschnitt das unterste 6, das mittlere 2·5, das oberste 2·5 Meter mächtig ist.

Ueber der Süßwasserbildung folgt ein mächtiger, vornehmlich aus Tegel bestehender mariner Schichtencomplex und darüber unteroligocene marine Kalksteine, Mergel und Tegelschichten und über diesen die oligocene kohlenflötzführende Süßwasserbildung.

Die bestehenden Grubenbaue werden insgesammt von der Pester Steinkohlen- und Ziegelwerksgesellschaft betrieben.

Die Kohlenerzeugung im Jahre 1884 betrug 578.928 Metercentner.

Die gegenwärtige Kohlenerzeugung steht in einem enormen Mißverhältnisse zur Productionsfähigkeit der Gegend, was einzig und allein nur dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Graner Gegend zum großen Nachtheil der heimischen, besonders der hauptstädtischen Industrie einer Schienenverbindung mit dem Eisenbahnnetze bisher entbehrte. Nachdem nun aber der baldige Ausbau einer Eisenbahn von Ofen nach Gran in sichere Aussicht gestellt ist, so wird auch der Graner Kohlenbergbau in nicht langer Zeit zu jener großartigen Entwickelung gelangen, deren er vermöge der großen Mächtigkeit und bedeutenden Ausdehnung der Kohlenflötze, sowie der vorzüglichen Qualität der Kohle fähig ist.

In dem Gebiete des Nagy-Kovácser Gebirges kommen bei Nagy-Kovácsi und bei Sz. Iván in der eocenen Süßwasserbildung Kohlenflötze vor, welche schon in früherer Zeit abgebaut wurden, deren Ausbeutung aber in Folge verschiedener ungünstiger Verhältnisse später eingestellt wurde. In neuerer Zeit ist der Kohlenbergbau in Nagy-Kovácsi unter günstigeren Verhältnissen wieder aufgenommen worden.

Es kommen daselbst in dem eocenen Schichtencomplexe zwei kohlenflötzführende Süßwasserbildungen vor, von denen jedoch nur die untere abbauwürdige Kohlenflötze enthält. Es treten in dieser Süßwasserbildung sechs Flötze auf, von welchen zwei eine abbauwürdige Mächtigkeit, und zwar das untere von 2, das obere von 0·8 Meter besitzen.

Die Kohlenerzeugung bei den Aufschluß- und Vorrichtungsarbeiten im Jahre 1884 betrug 17.040 Metercentner.

In der weiteren südwestlichen Erstreckung des mittelungarischen Gebirges kommen noch an mehreren Oertlichkeiten eocene kohlenflötzführende Ablagerungen, wie bei Csernye, Puszta Forna, Puszta Nána,

Urkut im Vesprimer Comitat vor; doch führten die an dieser Oertlichkeit bisher vorgenommenen Untersuchungsarbeiten zu keinem erwünschten Resultate.

Die oligocenen Kohlenablagerungen nehmen unter den Kohlenablagerungen Ungarns eine hervorragende Stelle ein, da sie in verschiedenen Theilen des Landes vorkommen und in der Regel Kohlen von vorzüglicher Qualität enthalten.

Solche Kohlenablagerungen kommen vor: 1. in der Umgebung von Gran; 2. im Komorner Comitat in der Gegend von Totis bei Zsemblye; 3. im Vesprimer Comitat bei Szápár; 4. im Neutraer Comitat bei Handlova; 5. im Zsylthale im Hunyader Comitat und 6. im Almásthale im Koloscher Comitat. Unter diesen Ablagerungen zeichnet sich namentlich die Zsylthaler durch Reichthum und Mächtigkeit der Kohlenflötze, sowie durch die ausgezeichnete Qualität der Kohle aus.

1. In dem Graner Kohlenterrain ist die oligocene Kohlenbildung über den eocenen Schichtencomplex gelagert, so daß an einzelnen Oertlichkeiten, wie bei Csolnok und Sárcsáp, die den beiden Abtheilungen angehörenden Kohlenflötze abgebaut werden. Die Mächtigkeit des oligocenen Kohlenflötzes beträgt bei 2 Meter. Die Kohlenerzeugung im Jahre 1884 betrug 109.674 Metercentner.

2. Die oligocene Kohlenablagerung bei Zsemlye enthält ein 1·9 bis 2·5 Meter mächtiges Kohlenflötz. Die gegenwärtige Kohlenerzeugung ist in Folge des Mangels an Absatz eine sehr geringe (im Jahre 1884 5.798 Metercentner).

3. In der Gegend von Szápár im Vesprimer Comitat beträgt die Mächtigkeit des oligocenen Kohlenflötzes 2·5 Meter. Die Kohle ist lignitartig und einzelne Partien desselben sind sehr harzreich. In früheren Zeiten wurde dieses Flötz viele Jahre abgebaut. Jetzt ist der Grubenbau in Folge des geringen Absatzes und schlechter Verkehrswege eingestellt.

4. In der oligocenen Kohlenablagerung bei Handlova im Neutraer Comitat tritt ein Flötz von 2·2 bis 3·98 Meter Mächtigkeit auf. Die Kohle ist von vorzüglicher Qualität. Die Kohlenerzeugung ist in Folge des Mangels an Absatz eine sehr geringe, so daß sie im Jahre 1884 nur 2462 Metercentner betrug.

5. Die Zsylthaler Kohlenablagerung in Siebenbürgen nimmt unter den Kohlenablagerungen des Tertiärsystems Ungarns in Rücksicht der Anzahl, Mächtigkeit der Flötze und Qualität der Kohle unstreitig die erste Stelle ein. Der vollständigste Abschluß der kohlenflötzführenden

Ablagerung ist in dem 567 Meter langen Deákstollen bewerkstelligt worden, von welchem neun Flötze eine Mächtigkeit von mehr als 1 Meter erreichen, und zwar beträgt die Mächtigkeit derselben in der Reihenfolge vom Liegenden zum Hangenden 1·5, 1·3, 41·0, 1·0, 4·4, 1·7, 1·3, 2·0, 2·2 Meter. Die Gesammtmächtigkeit der abbauwürdigen Flötze beträgt demnach 56·4 Meter. Die gegenwärtige Kohlenerzeugung steht weit hinter der Productionsfähigkeit zurück und ist eine bedeutende Erhöhung derselben zu erwarten, wenn durch die Fortsetzung der jetzt in Petrozsény endigenden Eisenbahn nach Rumänien ein neues Absatzgebiet in diesem kohlenarmen Lande eröffnet wird. Die Kohlenerzeugung im Jahre 1884 betrug 1,783.289 Metercentner; wovon 1,695.092 in den theils vom Aerar gepachteten, theils eigenen Gruben des Kronstädter Berg- und Hütten-Actienvereines erzeugt wurden.

Die oligocene Kohlenablagerung im Almáserthale in Siebenbürgen enhält geringe mächtige Kohlenflötze. Die Kohlenerzeugung im Jahre 1884 betrug 72.800 Metercentner.

Miocene Kohlenablagerungen kommen in Ungarn und Siebenbürgen sowohl in der mediterranen als der sarmatischen und pontischen Stufe der miocenen Abtheilung vor. In die untere mediterrane Stufe gehören die Kohlenablagerungen der Gegend von Salgo-Tarján im Neograder und Heveser Comitate und die von Brennberg bei Oedenburg, in die obere mediterrane Stufe die Kohlenablagerungen des Sajothales und seiner Nebenthäler im Borsoder Comitat, die der Gegend von Palota-Kürtös in den Comitaten Neograd und Hont, ferner die Lignitablagerung bei Handlova im Neutraer Comitat, bei Ebdecz und Fenyö-Kostolán im Barser, bei Lackenbach im Oedenburger, bei Hidas im Baranyer Comitat, sowie die Kohlenablagerungen bei Bozovicz, Mehadia und Karansebes im Szörényer Comitate. In die sarmatische Stufe gehören die Kohlenablagerungen bei Bubendorf und Mariasdorf im Eisenburger Comitat und in die pontische Stufe die Kohlenablagerungen von Stinkenbrunn-Neufeld im Oedenburger Comitat und die der Gegenden von Baroth und Borszék in Siebenbürgen.

Nur die Kohlenflötze der unteren mediterranen Stufe bestehen aus Glanzkohle, die der übrigen Stufen aus mehr oder weniger lignitartiger Kohle.

Unter den miocenen Kohlenablagerungen nimmt die des Salgo-Tarjáner Kohlengebietes die hervorragendste Stelle ein, indem in diesem Terrain gegenwärtig die größte Kohlenerzeugung stattfindet. In

dem nördlichen Theile des Salgo-Tarjáner Kohlengebietes sind zwei Flötze bekannt, von welchen das untere die Mächtigkeit von 0·6 bis 3·5 Meter besitzt. Das obere Flötz ist sehr schwach und nicht abbauwürdig. Im südlichen Gebiete sind drei Flötze bekannt, die ortsweise alle abbauwürdig sind. Die kohlenflötzführende Ablagerung ist zwischen einem das unmittelbar Liegende bildenden sehr charakteristischen Riolittuffe und einem das Hangende bildenden, kleine Kardien enthaltenden, feinkörnigen Sandstein gelagert. Die bedeutendsten Kohlenbergbaue sind die der Salgo-Tarjáner, der oberungarischen Kohlen- und Industrie- und der Rimomurány-Salgo-Tarjáner Eisenwerksactiengesellschaft.

Die Kohlenerzeugung in dem Salgo-Tarjáner Kohlengebiete im Jahre 1884 betrug 8,410.088 Metercentner, wovon die größere Hälfte, nämlich 5,017.671, auf die Gruben der Salgo-Tarjáner Steinkohlengesellschaft entfallen.

Die Kohlenablagerung in Brennberg bei Oedenburg besteht aus abwechselnden Schichten von feinkörnigem Sandstein, Conglomerat, Tegel und einem durch sehr schwache, taube Mittel in mehrere Bänke getheilte Kohlenflötze, deren Gesammtmächtigkeit 27 bis 40 Meter beträgt. Die Mächtigkeit des Kohlenflötzes schwankt zwischen 15 bis 20 Meter. Die kohlenflötzführende Ablagerung ruht unmittelbar auf Gneis. Im Hangenden treten Sandsteine, Mergel und Conglomerat auf. Die Kohlenablagerung tritt in mehreren durch Gneisrücken von einander getrennten Mulden auf.

Die Kohlenerzeugung im Jahre 1884 betrug 298.927 Metercentner.

Die Kohlenablagerung im Gebiete des Sajothales erstreckt sich längs dem unteren Sajothale von der Diosgyörer und Edelényer Gegend nach Westen in einer Länge von circa 45 Kilometer und circa 2·2 Kilometer Breite und ist durch den Reichthum an lignitartiger Braunkohle ausgezeichnet. Diese Kohle ist namentlich für die oberungarische Eisenindustrie von hoher Wichtigkeit, indem sie die Möglichkeit der Anlage von Eisen-Raffineriewerken in der Nähe der Productionsorte des Roheisens bietet, wie denn schon factisch auf Grundlage der dortigen Kohlenflötze die Eisen-Raffineriewerke von Nádasd-Ozd und Diosgyör erstanden sind. Es bestehen in diesem Kohlenterrain zahlreiche Kohlengruben, unter denen die Bergbaue der Rimamurány-Salgo-Tarjáner Eisenwerksactiengesellschaft und des ärarischen Eisen- und Stahlwerkes die erste Stelle einnehmen und in Bezug auf die Kohlenproduction alle übrigen weit übertreffen. Die Kohlenerzeugung im Jahre 1884 betrug

2,134.468 Metercentner, von denen auf die Gruben des Diosgyörer Eisen- und Stahlwerkes 1,008.363, auf jene der Rimamurány-Salgo-Tarjáner Eisenwerksgesellschaft 955.193 Metercentner entfallen.

Die Kohlenablagerung bei Kürtös und Palota im Neograder Comitat enthält Lignitflötze von guter Qualität. Die Kohlenerzeugung daselbst ist in Folge des Mangels an größerem Absatze eine sehr geringe. Im Jahre 1884 wurden daselbst 12.559 Metercentner Kohle erzeugt. Dasselbe ist der Fall bei der Fenyö-Kostoláner Grube, in welcher in demselben Jahre nur 3451 Metercentner Kohle erzeugt wurden. Bei Handlova im Neutraer Comitat tritt im Hangenden der oligocenen Kohlenbildung ein miocener, besonders aus Trachyttuff bestehender Schichtencomplex auf, der ein 2·5 Meter mächtiges Lignitflötz enthält, dessen Kohle von sehr guter Qualität ist. Dieses Flötz wird gegenwärtig nicht abgebaut.

In der Umgebung von Lackenbach im Oedenburger Comitat kommt ein sehr mächtiges Lignitflötz vor, welches in früheren Zeiten abgebaut wurde. Der Betrieb der Grube ist seit längerer Zeit eingestellt.

Bei Hidas im Baranyer Comitat treten mehrere Lignitflötze von bedeutender Mächtigkeit auf und wurden dieselben in den Siebziger-Jahren auch abgebaut, doch konnte diese Kohle die Concurrenz mit der Fünfkirchner Schwarzkohle nicht bestehen. Man versuchte, die Kohle an Ort und Stelle zu verwerthen, zu welchem Behufe man Kalköfen und eine Glasfabrik errichtete. Allein das Ergebniß dieser Unternehmung war kein günstiges und man war daher gezwungen, den Betrieb der Kohlengruben einzustellen.

Im Szörényer Comitat sind bedeutende Kohlenablagerungen bei Bozovic im oberen Nerathale, bei Mehadia im Bielarékathale und bei Karansebes im oberen Temesthale entwickelt, die theils Lignit-, theils Glanzkohlenflötze enthalten. Der Bergbaubetrieb auf diesen Flötzen befindet sich gegenwärtig in Folge des Mangels an größerem Absatze in den ersten Stadien der Entwickelung. Die Kohlenerzeugung im Jahre 1884 betrug 63.570 Metercentner.

Der sarmatischen Stufe gehören die Lignitflötze der Gegend von Bubendorf und Mariasdorf im Eisenburger Comitat an. Gegenwärtig werden nur in Mariasdorf die Lignitflötze abgebaut. Die Kohlenerzeugung im Jahre 1884 betrug 24.635 Metercentner.

In dem zwischen dem Rosalien- und Leithagebirge sich ausdehnenden Hügellande tritt ein aus Sand und Tegel bestehender, der pontischen Stufe angehörender Schichtencomplex auf, welcher an einigen

Oertlichkeiten mehr oder weniger mächtige Lignitflötze enthält, wie namentlich in den Ortschaften Pötsching, Neufeld, Zillingsdorf und Hornstein. Gegenwärtig stehen nur die Neufelder Lignitflötze im Abbau. Die Kohlenerzeugung im Jahre 1884 betrug 1,300.413 Metercentner.

Eine sehr bedeutende Verbreitung besitzt der der pontischen Stufe angehörende Schichtencomplex im Szekler Lande in Siebenbürgen und ist in volkswirthschaftlicher Beziehung sehr wichtig, indem er an mehreren Oertlichkeiten mächtige Lignitflötze von guter Qualität enthält. Gegenwärtig werden die Lignitflötze bei Baroth, Ilyefalva, Csiklo und Borszék abgebaut. Bei Baroth kommen drei Flötze vor, von denen das obere im Durchschnitt 9·4, das mittlere 0·5, das untere 0·9 Meter mächtig ist. Die Gesammtproduction an Kohle im Jahre 1884 betrug 316.080 Metercentner, von denen 278.580 Metercentner auf die Barother Gruben entfallen.

Nach dem Vorangehenden stellt sich die Kohlenproduction aus den verschiedenen geologischen Systemen folgendermaßen dar:

	Schwarzkohlen	Braunkohlen
Carbonsystem	517.220	—
Jurasystem (Lias)	8,887.115	—
Kreidesystem	—	685.896
Tertiärsystem	—	—
a) Eocene Abtheilung. . . .	—	595.968
b) Oligocene Abtheilung . . .	—	1,977.023
c) Miocene Abtheilung . . .	—	—
α) Mediterrane Stufe . . .	—	10,923.063
β) Sarmatische Stufe. . . .	—	24.635
γ) Pontische Stufe.	—	1,616.493
Zusammen	9,404.337	15,823.068

Es betrug demnach im Jahre 1884 die Gesammtproduction an Mineralkohle in Ungarn und Siebenbürgen 25,227.405 Metercentner.

Der Kohlenbergbau Croatiens und Slavoniens ist noch auf einer geringen Stufe der Entwickelung, wenngleich diese Länder auch zahlreiche Kohlenflötze von guter Qualität enthalten. Es wurden im Jahre 1884 in Croatien und Slavonien nur 160.371 Metercentner Braunkohle erzeugt und hiermit stellt sich die Gesammtproduction an Mineralkohle in den Ländern der ungarischen Krone auf 25,387.776 Metercentner.

Die Entwickelung des ungarischen Kohlenbergbaues während der letzten zwei Decennien ist aus folgenden Daten ersichtlich. Es betrug

die Braunkohlenproduction in runder Ziffer: 1864 = 2·6, 1873 = 9·6, 1884 = 15·9 Millionen Metercentner; die Schwarzkohlenproduction 1864 = 3·5, 1873 = 6·8, 1884 = 9·4 Millionen Metercentner.

Aus diesen Ziffern ist zu ersehen, daß namentlich der Braunkohlenbergbau binnen der letzten zwanzig Jahre zu einem namhaften Aufschwunge gelangte, indem die Braunkohlenerzeugung im Jahre 1884 das Siebenfache der Production im Jahre 1864 erlangte.

Einen verhältnißmäßig geringeren, doch immerhin nennenswerthen Aufschwung weist die Schwarzkohlenproduction auf, indem sich dieselbe seit dem Jahre 1864 auf das 2·6fache hob.

In erster Linie ist der Aufschwung des ungarischen Kohlenbergbaues der großartigen Vervollständigung des ungarischen Eisenbahnnetzes seit der Wiederherstellung der Selbstständigkeit des Landes zu verdanken, indem die Bahnen selbst ein bedeutendes Quantum von Kohlen beim Betriebe und in ihren Werkstätten consumiren, andererseits durch dieselben das Absatzgebiet der einzelnen an den Bahnen gelegenen Kohlenwerke in bedeutendem Maaße erweitert wurde.

Zur Vergleichung des ungarischen Kohlenbergbaues mit jenem der anderen Hälfte der Monarchie führen wir noch die Kohlenproduction in Oesterreich im Jahre 1884 auf. Diese betrug an Braunkohlen 100,086.328, an Schwarzkohlen 71,908.656 Metercentner. Wir ersehen daraus, daß der ungarische Kohlenbergbau noch weit dem österreichischen nachsteht. Die Ursache liegt aber nicht in dem minderen Reichthume an Kohlenflötzen, sondern in dem Umstande, daß Oesterreich bereits eine vielfältige hochentwickelte Industrie besitzt, in Ungarn hingegen diese mit Ausnahme einiger Industriezweige, die auch schon eine hohe Stufe der Entwickelung erreicht haben, erst im Entstehen ist. Wenn wir nun in Erwägung ziehen, daß bei dem Reichthume an Kohlenflötzen und mannigfaltigen Rohproducten, dem weitverzweigten Eisenbahnnetze und der von der Regierung den neuen Fabriksanlagen gewährten bedeutenden Begünstigungen die Grundlage für das Emporblühen vieler bis jetzt noch nicht oder nur in geringer Zahl existirender Industrieanlagen gegeben ist, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß der ungarische Kohlenbergbau, namentlich der der Braunkohlenflötze, noch einer großartigen Entwickelung entgegengeht und daß Ungarn berufen ist, nicht nur ein reicher Agrar-, sondern auch ein hervorragender Industriestaat zu werden.

Schließlich wollen wir noch eines Umstandes erwähnen, welcher der rascheren und gedeihlicheren Entwickelung des ungarischen Kohlen-

bergbaues hinderlich im Wege steht. Bekanntlich hat das im Jahre 1854 geschaffene österreichische Berggesetz den Kohlenbergbau in Ungarn mit Zugestehung einer fünfjährigen Begünstigungsfrist für die Grundbesitzer vom 1. November 1859 freigegeben. Zum großen Nachtheil der volkswirthschaftlichen Interessen des Landes wurde jedoch diese Bestimmung durch die Judexcurialbeschlüsse im Jahre 1860 aufgehoben und die Kohle als Grundzugehör erklärt, jedoch mit der Beschränkung, daß auch der Grundbesitzer verpflichtet wurde, bei der Eröffnung und dem Betriebe von Kohlengruben den im Berggesetze bezüglich des Bergbaues auf die übrigen freien Mineralien enthaltenen Vorschriften nachzukommen, so daß auch der Grundbesitzer bei Eröffnung von Kohlengruben von der competenten Bergbehörde die Verleihung erwerben und beim Betriebe des Bergbaues alle Lasten tragen muß, welche an dem Bergbau auf freie Mineralien haften. Da nun in der Regel die Grundeigenthümer in Folge des Mangels an dem nothwendigen Capitale nicht in der Lage sind, den Kohlenbergbau selbst zu betreiben, so ist der Kohlenbergbau nur durch fremde Unternehmer möglich. Diese müssen nun das Kohlenabbaurecht entweder um theures Geld käuflich erwerben oder unter sehr drückenden Bedingungen für eine bestimmte Zeit pachtweise an sich bringen und außerdem noch alle auf den übrigen Bergbauen haftenden Lasten tragen, ohne des Vortheiles theilhaftig zu werden, welche der auf freie Mineralien bergbaubetreibende Unternehmer dadurch erlangt, daß er dem Grundeigenthümer außer dem Ersatze des durch den Bergbaubetrieb zugefügten Schadens nichts zu zahlen hat. Es bedarf wohl kaum einer näheren Erörterung, daß dieser Umstand sehr hemmend auf die Entwickelung des Kohlenbergbaues wirkt. Dies hat die Regierung auch schon lange erkannt und bereits in den Siebziger-Jahren wurde ein Berggesetz entworfen, in welchem in richtiger Würdigung der volkswirthschaftlichen Interessen der Kohlenbergbau ganz freigegeben war. Seitdem liegt ein neuer Berggesetzentwurf vor, in welchem auch das Interesse des Grundeigenthümers billig berücksichtigt wird und jene die gedeihlichere Entwickelung des Kohlenbergbaues bisher hemmenden Schranken beseitigt werden. Es ist nur zu wünschen, daß dieser Berggesetzentwurf durch den Reichstag baldigst zum Gesetze erhoben werde.

Tirolisches Jagdwesen in alter Zeit.

Eine culturhistorische Skizze von J. C. Maurer.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Wildstand in Tirol vor Jahrhunderten ungleich stärker als heute gewesen ist. Die fortschreitende Cultur, das Roden und Lichten der Wälder, das Austrocknen der Sümpfe und Moore, Muhrbrüche und andere Elementarereignisse, dazu Wilddieberei und verständnißlose Jagdwirthschaft haben den einst so reichen Wildstand Tirols bedeutend herabgemindert. Indessen trifft dies Los nicht unser Land allein; Klagen, wie die angeführten, werden auch außerhalb Tirols mannigfach erhoben und in Deutschland hat Vater Döbel schon im vorigen Jahrhundert dieselben angestimmt. Trotzdem können wir uns aber trösten, daß es in Wirklichkeit mit unserem tirolischen Waidwerk heute doch nicht so übel bestellt ist, wie uns mancher Unkundige glauben machen möchte.

Ueber das jagdbare Wild „Gethier und Gevögel", das einst in den Jagdgründen unseres Alpenlandes gehaust, geben alte Jagdurkunden Aufschluß. Sie nennen vor Allem den Hirsch, den Steinbock und die Gemse, das Reh, das Murmelthier oder „Murmentel", den Bären, das Wildschwein, den grauen und „weißen" Hasen, den Luchs, die Wildkatze und den listigen Meister Reineke. Ferner von Vögeln: das Birk- und Auerhuhn, das Rebhuhn, den Reiher, den Adler und Falken, sowie verschiedene Arten von Sumpf- und Wasservögeln. Eine landesherrliche Verordnung vom Jahre 1414 erwähnt auch des Fasans, jedoch machen es die localen und klimatischen Verhältnisse sehr zweifelhaft, ob derselbe jemals außerhalb der fürstlichen Thiergärten gehalten

worden ist. Ueber das Vorkommen der Biber finden sich gleichfalls mehrere Andeutungen.

Die vielfach verbreitete Meinung, daß die Steinböcke erst um 1574 aus der Schweiz nach Tirol verpflanzt worden seien, beruht auf einem Irrthum; im Gegentheil waren sie damals schon seit unfürdenklichen Zeiten gleich den Gemsen in den höchsten Alpenregionen und besonders in den wilden, abgelegenen Seitenthälern des hinteren Zillerthales als Standwild einheimisch. In den Tagen Kaiser Max I. gehörte in zweien dieser Thäler, dem Floiten- und Gungelthal, die Jagd auf Gems- und Steinwild einem gewissen Hans Keutschach im Zillerthal, von welchem der Kaiser dieselbe im Jahre 1509 in Pacht nahm und bis zu seinem Tode inne hatte. Später hatten die Erzbischöfe von Salzburg in jenen Gründen ihr Steinbockrevier, welches sie ängstlich hüteten. Sie konnten aber ungeachtet der strengsten Aufsicht die Ausrottung dieses edlen Wildes nicht hintanhalten, und um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts waren die Steinböcke in Tirol schon ziemlich selten geworden.

Nicht viel besser scheint es den Bibern ergangen zu sein, welche in der Gegend um Ehrwald und Lermoos gehaust haben sollen. Auch sie wurden endlich das Opfer ungezügelter Jagdleidenschaft.

Zahlreich war hingegen in Revieren unserer Landesherren das Schwarzwild vertreten, worüber die Bauern allerdings nicht sehr erfreut waren. Die weiten versumpften Moorstrecken, welche damals im Unterinn- und Großachenthal sich ausdehnten, boten ihm einen günstigen Standort. Deshalb beschwerten sich auf dem Landtag von 1559 die Gerichte Kufstein und Kitzbühel über die große Menge der Sauen und baten um die Erlaubniß, dieselben abschießen zu dürfen, da sonst die Ernte gefährdet sei. Leider fand ihre Bitte nur zu leicht Gewährung, so daß dem unwaidmännischen Scandal und der Mordlust der Bauern Thür und Thor geöffnet wurde. Seitdem ging es auch mit dem Schwarzwild in Tirol seinem Ende zu. Was das Murmelthier anbelangt, das heute noch in den Hochgebirgen des Oetzthales vom Jäger auf dem Ansitz geschossen wird, kam selbes ehedem auch in den wilden, unbewohnten Grenzthälern Tirols gegen Bayern vor. Ein Versuch der Landesfürsten, diese Wildart in den Höttinger Gebirgen, und zwar an der Frauhütt und dem Brandjoch heimisch zu machen, hatte jedoch nur geringen Erfolg. Obwohl das Gehege sorgfältig überwacht, und zu dessen Beaufsichtigung sogar ein eigener „Murmentelmeister“ angestellt wurde, scheint die Lage dem Murmelwild nicht entsprochen zu haben.

Vielleicht daß auch die lärmenden Gemsjagden, welche damals gewöhnlich vom Hofe in den Gebirgen um Hötting veranstaltet wurden, Vieles zur Auswanderung dieser Thiere beitrugen.

So beiläufig sah es in alter Zeit in Tirol mit dem Wildstande aus. Diesen unterschied man ähnlich, wie jetzt noch in den „hohen Bann“ und das „Reisgejait“. Zum ersten zählte man Hirsch und Gems, Steinbock und Murmelthier, Reh, Sau und Bär; dann vom Federwild das Birk- und Auerhuhn, den Adler und Reiher und sämmtliche Falken, welche sich zur Reiherbeize „abtragen“ ließen. Alles übrige Wild rechnete man zum „Reisgejait“.

Wann das freie Recht zur Jagd in Tirol ein Ende genommen hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, höchst wahrscheinlich aber mag dies schon im karolingischen Zeitalter geschehen sein.

Im zwölften Jahrhundert war das Recht, dieselbe auszuüben, schon längst theils in den Händen der Landesfürsten, theils der großen Privatgrundbesitzer, daher der begüterte Adel und die reichen Klöster daran den wichtigsten Antheil hatten. Wem der Boden gehörte, dem stand in der Regel auch die Jagd zu. Indessen kommt wohl auch öfter ein Jagdrecht auf fremdem Territorium, sei es als Lehen oder als besondere Begünstigung, vor. Der Jagdbetrieb ohne einen von diesen Rechtstiteln war für Jedermann verboten.

Dessen ungeachtet gab es von jeher eine Menge Wilderer, welche geheim und offen dem edlen Waidwerke nachhingen. Dies konnten sie um so leichter durchführen, da im Gebirge die Jagdaufsicht ohnehin durch allerlei Umstände erschwert wird, und Jene noch überdies ihr verbotenes Handwerk mit aller erdenklichen Schlauheit ausübten.

Wie sehr das kecke Treiben der Raubschützen schon im fünfzehnten Jahrhundert überhand genommen hat, geht aus einem „Generalbefehl“ hervor, welchen Herzog Friedrich IV. von Tirol im Jahre 1414 gegen die Wildfrevler erlassen hat. In demselben heißt es:

„Daß Niemand Hirschen, Rehe, Bären, noch graue Hasen jagen oder fahen soll, dann mit Hunden und mit unserer Erlaubnis, ausgenommen Ritter und Edelknecht und die ihre eigenen Gejaiter haben.

Es soll auch Niemand Fasanen und Rebhühner schießen oder fahen, außer mit Federspiel bei Strafe von 22 Pfund. Für Rehe und Bären 10 Mark, für Hirschen Hab' und Gut.“ — Aber selbst solche Strenge konnte dem unerlaubten Jagdvergnügen der Bauern nur wenig Einhalt thun. Im Jahre 1525 rotteten sie sich gegen die Obrigkeit zusammen

und verlangten offen: „Alle Waideneien, Thiere, Vögel und Fische sollen frei sein."

Da trat ihrem ungestümen Begehren König Ferdinand, der damals über Tirol herrschte, energisch entgegen, und manches beim Wildern ertappte Bäuerlein mußte seine Jagdpassion mit abgeschnittener Nase und gestutzten Ohren büßen.

Die nachfolgenden Erzherzoge Ferdinand II. und Max der Deutschmeister hielten gleichfalls ihre Jagdgerechtsame mit unerbittlicher Strenge aufrecht.

Nach dem Tode des Ersteren im Jahre 1595 brach im Inn- und Wippthale abermals wegen des Wildschießens ein Aufstand aus. Die Bauern behaupteten nämlich, Ferdinand habe ihnen auf dem Todtenbette die Jagd freigegeben, und sie seien jetzt die Landesherren. Auf diesen Vorwand gestützt, schossen sie alles Wild derart zusammen, daß Mancher sich rühmte, binnen kurzer Zeit 70, 80, ja 100 Stücke erlegt zu haben. An vielen Orten stellten sie sogar förmliche Treibjagden an und ermordeten die landesfürstlichen Jäger, welche sich ihrem Frevel zu widersetzen wagten. Aber wie früher, so gelang es auch diesmal, der wildernden Bauernrotte bald Herr zu werden. Viele davon wurden erschossen, andere außer Landes versprengt, diejenigen, deren man habhaft werden konnte, wurden eingekerkert oder enthauptet.

Dies war des Bauernsports klägliches Ende. Der Wildstand Tirols aber war auf lange Zeiten hinaus verdorben, und gewiß wäre der Schaden noch ärger gewesen, wären die damaligen Jagdwaffen den unsrigen an Vollkommenheit näher gekommen.

Wenden wir deshalb jenen kurz unsere Aufmerksamkeit zu.

Unter ihnen stand, wie begreiflich, als Schußwaffe ehedem die Armbrust, auch das Federspiel genannt, später die Büchse obenan. Zu jener gehörten die Bolzen, mit denen geschossen wurde, und welche mit einer scharfen Stahlspitze versehen waren. Ferner „die Gabel", ein hebelartiges Werkzeug, das zum Spannen des starken stählernen Bogens, der „Feder", diente. Die Distanz, auf welche mittelst eines solchen „Federspiels" noch mit Sicherheit geschossen werden konnte, betrug 50 bis 60 Schritte, selten mehr.

Wann die Büchse, oder überhaupt das Feuergewehr als Jagdwaffe allgemein üblich geworden, läßt sich nicht bestimmt angeben, jedoch dürfte dies kaum vor Ende des sechzehnten Jahrhunderts geschehen sein. Bis dahin finden wir beide, Feuerwaffen und Armbrust, auf der Jagd wie im Scheibenstand nebeneinander.

Die Hindernisse, welche sich der schnellen Verbreitung der Büchse entgegenstellten, mochten wohl größtentheils in der schwerfälligen Bauart derselben ihre Erklärung finden, die ein nach unseren Begriffen schnelles Abkommen geradezu unmöglich machte, während das Federspiel einen geübten Schützen damit eher zurecht kommen ließ. Dazu gesellte sich noch die langsame Zündung durch das Radschloß, sowie das Vorurtheil vieler Jäger gegen jede Neuerung. Auf solche Weise dauerte es geraume Zeit, bis endlich durch die Verbesserungen in der Waffenschmiedekunst einer vernünftigeren Einsicht von Seite der Jägerwelt Bahn gebrochen wurde. Schrotflinten kommen auf der Jagd erst im siebzehnten Jahrhundert vor. Sie hatten ihren Namen von dem Worte Flins, der Feuerstein, mit welchem die Schlösser derselben versehen waren.

Zum Abfangen des Bären und des Schwarzwildes bediente man sich schon frühzeitig der Sau- oder Bärenfeder, welche man noch häufig in alten Jagdschlössern vorfindet. Starke Hirsche durften nach Waidmannsbrauch nur mit dem Hirschfänger abgefangen werden. Diesen zu tragen, wurde deshalb bald ein ausschließliches Vorrecht der wehrhaften, hirschgerechten Jäger, das sie keinem Anderen, wer er auch immer sein mochte, gestatteten.

Rebhühner und geringeres Federwild fing man gewöhnlich mit dem Treibzeug, Schnepfen in der Regel mit dem Stoßgarn. Schießen war auf Flugwild wenig im Gebrauch. Sehr beliebt hingegen war die Falkenbeize, wobei der Hof, sowie der reiche Adel allen nur möglichen Prunk zu entfalten strebten.

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zur Geschichte unserer erzfürstlichen Jagdherren zurück. Dieselben waren alle mehr oder minder dem edlen Waidwerk zugethan und Mehrere von ihnen sind sogar als gewaltige Jäger bei der Mit- und Nachwelt berühmt geworden.

Zu diesen zählt vorerst Herzog Siegmund mit dem Beinamen der Münzreiche, welcher, fast noch ein Knabe, 1439 den Thron Tirols bestieg. Wo es ihm am besten gefiel, im dunklen Waldesgrün und an stillen Seen baute er sich Jagdschlösser, von denen die Burgen Siegmundsfried, Siegmundslust, Siegmundskron u. a. noch zur Stunde seinen Namen tragen. Dort hielt er sich je nach der Jahreszeit abwechselnd auf und zog am liebsten allein, als schlichter Waidmann gekleidet, zum Jagen aus. Von ihm stammt auch das Fürstenhaus in der Pertisau am romantischen Achensee. Als er endlich alt und der Regierungssorgen überdrüssig geworden, übergab er Land und Leute

seinem Vetter, dem nachmaligen Kaiser Maximilian I., und behielt sich nur die Jagd vor, der er bis zum Ende seines Lebens leidenschaftlich nachhing. Er starb als „frommer" Jägersmann 1496.

Von seinem Nachfolger, dem ritterlichen Kaiser und Gemsenjäger, erzählt man sich gar mancherlei kühne Thaten und Wagnisse. Insbesondere ist sein gefährliches Abenteuer auf der Martinswand allgemein bekannt, obwohl es sehr zweifelhaft ist, daß sich dasselbe wirklich so, wie man erzählt, zugetragen hat. Sicher ist nur, daß der Kaiser ein unerschrockener Jäger nnd Bergsteiger gewesen, und auf seinen Hochgebirgsjagden mehrmals in Lebensgefahr gerathen ist. Von ihm sind zwei Jagdbücher vorhanden: das „Geheime Jagdbuch" und „Von den Zeichen des Hirsches". In dem ersten wendet er sich an einen „Herzog aus Oesterreich", wahrscheinlich seinen Enkel Ferdinand, und giebt ihm verschiedene nützliche Unterweisungen in Bezug auf die Jagd. In diesem Büchlein wird auch zum erstenmal der Vorstehhund erwähnt, welcher damals zum Fang des Federwildes mit dem Treibzeug verwendet wurde. In der anderen Schrift: „Von den Zeichen des Hirsches" geht der Kaiser ziemlich weitläufig auf die Arbeit mit dem Leithunde ein. Seine letzte Jagd hielt er im October 1518, wo er sich auf dem Schlosse Ehrenberg bei Reutte längere Zeit zur Falkenbeize aufhielt. Darauf erkrankte er noch im selben Monat zu Innsbruck und starb auf der Reise nach Oesterreich zu Wels am 12. Januar 1519.

Unter seinen ersten Nachfolgern in Tirol lebte der waidmännische Geist des ritterlichen Kaisers noch fort, jedoch schon 120 Jahre später scheint man am Innsbrucker Hofe bezüglich der Begriffe über das Jagdwesen sehr im Unklaren gewesen zu sein.

Unter dem Einfluß der wälschen Günstlinge, die sich an den Hof Herzog Leopold's herandrängten, war das echte deutsche Waidwerk bald in Vergessenheit gerathen. Es handelte sich jetzt nicht mehr ums Jagen, sondern ums Tödten, und zwar mußte diese Arbeit mit möglichster Bequemlichkeit für die hohen und höchsten Herrschaften abgethan werden.

Das Bergsteigen und Klettern in den schroffen Felswänden überließ man den Treibern, von denen gar Mancher bei solchen Gelegenheiten verunglückte, weshalb dieselben gewöhnlich vor Beginn der Jagd mit den heiligen Sterbesacramenten versehen wurden.

Diese unselige Jagdwirthschaft dauerte drei volle Decennien, und erst Leopold's zweiter Sohn und Nachfolger, Siegismund Franz, der das ehrliche Bestreben zeigte, mit dem tirolischen Jagdwesen wieder in

die Bahnen Kaiser Max I. einzulenken, machte der wälschen Aasjägerei ein Ende. Gewiß wäre dieser Fürst auch der rechte Mann gewesen, die Schäden zu heilen, welche die früheren Zeitläufe der Jagd in Tirol geschlagen hatten, wäre es ihm von der Vorsehung gegönnt gewesen, sein Werk zu vollenden. Jedoch schon im dritten Jahre seiner Regierung starb er — ein Opfer nationaler Rachsucht — durch Gift am 24. Juni 1665. Er war der letzte der Tiroler Herzoge.

Briefe von Adolph Pichler an Emil Kuh (1862—1876).

(Fortsetzung.)

Verehrter Freund!

Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier eine tirolische Dichterin*) vorführe, die nicht blos der Galanterie wegen verdient, daß Sie ihre „Grüße" in Ihren Aufsätzen über Lyrik erwähnen.

Einiges von ihr brachten bereits die „Frühblumen". — Habe ich Ihnen dieses Album nicht 1864 oder 1865 geschickt? — Ein Scharmützel voll Poeten, den ein gewisser Hans v. Vintler — er selbst der mindeste von allen — dem Publicum unter die Nase hält. Der Duft ist etwas schwach. Auch dem Manne Angelika's begegnen wir, ein bischen Naturgezwitscher. Seit 1820 haben wir in Tirol einen ganzen Dichterwald von Wasserschößlingen, nur selten begegnen wir einem kräftigen Reis. Ich will Ihnen keine Litanei vorbeten, jede Generation beginnt mit einem Album, so habe auch ich im Vormärz die „Frühlieder" verbrochen, freilich waren da Leute wie Meßmer, Ehrhart, Schlumpf, Purtscher, Hilm und andere.

Wären Sie vielleicht geneigt, dem im Erscheinen begriffenen vierten Band der Literaturgeschichte von H. Kurz eine Besprechung zu widmen? H. Kurz wäre in diesem Falle bereit, Ihnen ein Exemplar zustellen zu lassen.

---

*) Angelika v. Hörmann, die damals, wenn auch noch nicht überall ganz frei von fremden Anklängen, manche Stimmungsbilder voll Anmuth und Empfindung veröffentlichte.

Meine Elegien und Epigramme haben Sie wohl erhalten?

Mit besten Grüßen

Ihr ergebenster

Innsbruck, 20. April 1869. Pichler.

Verehrter Freund!

Schon begann ich am Erscheinen Ihres Buches über Hebbel zu zweifeln; um so erfreulicher ist die Ursache der Verzögerung, übrigens darf ich aus Ihren Worten wohl schließen, daß bis Weihnachten wenigstens der erste Band vorliegt; jedenfalls ist hier mehr Stoff vorhanden, als zu einer Biographie Geibel's.

An Heinrich Kürz, der zu Aarau in der Schweiz lebt, werde ich gleich nach Empfang Ihrer Aufsätze berichten, wir dürfen es seinem Werk als ein Hauptverdienst anrechnen, daß er den Oesterreichern billig zu sein strebt. Damit ist übrigens die Sache nicht abgethan, es wäre recht gut, wenn über die literarischen Bestrebungen in Oesterreich Monographien vorlägen.

Ungefähr den dritten Theil meiner „Elegien und Epigramme" kennen Sie bereits; vergleichen Sie dieselben mit dem früheren Abdruck, so werden Sie finden, daß ich sie tüchtig durchgearbeitet und ciselirt habe.

Bis jetzt hat sich die Kritik nicht geregt, das thut jedoch nichts; ich habe allmählich Boden gewonnen und gewinne Boden von Tag zu Tag, wie der Baum auf hartem Grunde, der allerdings mit den Wurzeln erst Steine spalten muß, dann aber um so fester dasteht.

Gut ist's, wenn Sie der Grüße aus Tirol von Angelika Hörmann freundlich gedenken; die Frau hat nicht blos Willen, sondern auch Talent, obschon man hier, wo man glaubt, daß in die Hand des Weibes nur Rosenkranz und Strickstrumpf passe, über sie spottet.

Vielleicht ließe sich gerade auf Erde und Klima, welches ihre Poesien hervorbrachte, verweisen.

Sollte die Presse was bringen, so möge es mir die Redaction unter Kreuzband zugehen lassen.

Den August verbringe ich in einem Winkel des Unterlandes; im September haben wir die große Bummelei der Naturforscherversammlung.

Glückauf!

Innsbruck, 8. Juli 1869.

Ihr ergebenster

Pichler.

Verehrter Freund!

An Heinrich Kurz wurde gleich nach Empfang Ihres Briefes berichtet, er möge die Zusendung seines Buches an Sie unterlassen. Bis jetzt liegen neun Hefte vor. Ich habe dieselben nur angeblättert, nicht gelesen. Löblich schien es mir, daß er auf Oesterreich, bisher das Aschenbrödel solcher Werke, große Rücksicht nimmt; manches Urtheil ist allerdings, gelinde ausgedrückt, zu flau, und könnte schaden, wenn beim Publicum noch etwas zu verderben wäre. Unsere Literaturgeschichten haben überhaupt manches Unheil angerichtet, indem sie Vielen die Literatur ersetzen und die Einbildung erleichtern, als wüßten sie etwas. Und dann eine Literaturgeschichte der fortlaufenden Gegenwart, die eben noch nicht der Geschichte angehört! Eine Literaturgeschichte von Leuten, die an sich gar keine Geschichte haben, sondern nur in der Gattung! Welchem Paläontologen fällt es ein, die Geschichte einer Muschel zu schreiben, die er aus dem Felsen schlägt? Sie vertritt ihre Art, mit dieser und nur mit dieser beschäftigt er sich. Der Tadel trifft jedoch nicht Kurz allein.

Frankl kenne ich als einen humanen guten Mann, der es nicht blos mit sich wohl meint. Die Gusle führte mich in die serbische Poesie ein. Seinen Poesien fehlen zwar die lyrischen Klangfarben, doch erzählt er gut, namentlich bieten seine Epen manche prächtige Schilderung, wennschon unter diesen Guirlanden die schärferen Umrisse verschwinden. Das ist immerhin noch besser, als der geistreiche Fusel jungdeutscher Literaten, die sich über den Ehrgeiz des Alten lustig machen, mit ihrem frostigen Dünkel jedoch überall anfahren, wie die Hexe durch den Kamin.

Ihren kritischen Zorn begreife ich vollkommen; Sie haben sich das Amt des Schriftwartes erkoren und müssen leeres Stroh dreschen, während mein Unmuth hie und da in einem Epigramm verblitzt. Den Stall des Augias können wir doch nicht ausmisten; ob es der Mühe werth ist, einen Strom hineinzuleiten, um die Mäuse zu ersäufen?

Auch Hamerling's „König von Sion" haben Sie besprochen; so sehr ich Ihnen manchmal Recht gebe, unbedingt kann ich nicht zustimmen, namentlich dürfte Er eine mildere Form beanspruchen. Fortiter in re suaviter in modo! Das Buch blendete mich zuerst wie ein Feuerwerk, allmählich konnte ich mich orientiren und ich sehe nun der weiteren Entwickelung des Dichters mit großer Theilnahme entgegen. Den Bewunderern, welche ihn schon für die Unsterblichkeit einbalsamiren, möchte ich etwas Vorsicht rathen; zunächst schon deswegen, weil sie ihm gar nichts

nützen. Der wahre Ruhm ist die Anerkennung unserer Enkel; die Zeit hat aber ein weites Sieb, durch welches Dinge fielen, die das Staunen und den lauten Jubel der Zeitgenossen erregten, während oft ein kleiner Edelstein aus der Spreu zurückbleibt. Wie viele von unseren romantischen Epen werden verschwinden neben Lenau's zwei Strophen „Die Nacht". Er ist wohl seit Goethe der echteste und seelenvollste Lyriker, und über welche plastische Kraft verfügt er in den Sonetten und in Ahasver! Sein Faust ist freilich ein Fäustchen neben dem des Altmeisters, zeigt aber etwas ähnliches wie die nächtliche Procession. Laßt der Zeit — Zeit und schreibt ans Thor der Zukunft den Vers Dante's:

Non è il romor mondano altro che un fiato!

Eigenthümlich bleibt es, daß diese Millionen Deutschösterreicher kein Blatt für ihre geistigen Interessen zu erhalten vermögen und noch immer ihren Speiszettel aus Leipzig oder Berlin beziehen. Das bischen Feuilleton der Wiener Journale, welches nur zu oft nach Paris schielt, kommt gar nicht in Anschlag. Die Landsleute Grillparzer's, Raimund's, Bauernfeld's, Stifter's, Grün's sollten sich doch auf eigene Füße stellen und den volkslosen Literaten einer gewissen Sorte, denen nur die Geschicklichkeit der Mache eignet, das Wort entziehen.

Nun etwas Persönliches. Sie sitzen krank in Franzensbad. Ob Ihnen die Alpen nicht besser anschlügen? Verbringen Sie den nächsten August am Achensee, den September im Etschland, aber nicht im kurgastlich drapirten Meran, sondern zu Eppan, dem Paradies Tirols, und essen Sie dort Trauben, recht viel Trauben und noch einmal Trauben! Das wird Ihnen auch billiger kommen als Franzensbad.

Frau Hebbel sah ich unlängst in Pertisau. Ich muß Ihnen bekennen, daß mich das unerwartete Zusammentreffen rührte. Wie sehr bedauere ich jetzt den frühen Tod Hebbel's! Wir sind Beide von verschiedenen Punkten des Kreises ausgegangen; seine Natur war mehr nordisch, meine südlicher. Nachdem wir uns nun Beide, Jeder auf seinem Wege, dem Mittelpunkt genähert, hätten wir uns jetzt gewiß um so inniger die Hand geboten.

Ich habe voriges Monat Dante fertig gebracht und werde ihn im Winter neuerdings vornehmen. Für die Ferien ist Pindar bestimmt. Man sollte sich eigentlich ganz in die erlesenste Gesellschaft der Literatur zurückziehen und einen Wächter mit feurigem Schwert hinstellen, der die neuesten Gespenster verscheucht.

Valeas! Ihr

Pertisau, 8. August 1869. Pichler.

Verehrter Freund!

Für die Besprechung meines Büchleins den besten Dank.*)

Sie werfen mir vor, ich hätte die Söhne des Marsyas zu vorsichtig geschunden. In meinem Pulte liegen und lagen Dutzende von Epigrammen, gespitzt zu schärfsten persönlichen Sätzen. Ich habe sie unterdrückt, und zwar aus folgenden Gründen: Entweder trafen sie junge Leute, denen man eine Albernheit oder Arroganz verzeihen muß, weil sie vielleicht noch was werden können und da bessert der grimmige Spott nicht; oder ältere Männer, deren sonst schätzenswerthe Leistungen und Persönlichkeit die Rücksicht fordern dürfen, daß man einen, wenn auch wohlverdienten bösen Einfall unterdrücke, oder sie trafen Lumpe, denen zu viel Ehre geschähe, wollte man sie kenntlich machen, oder unbedeutende Menschen, die man gar nicht kenntlich machen kann, die gar keinen Anspruch darauf haben, wenn sie auch der Dichter flüchtig streifte. Gedruckt wurden nur solche Epigramme, wo im Individuum zugleich die Gattung getroffen wird, und daß ich hier in der Gattung auch wieder die Individuen traf, zeigt mir so manche Zuschrift; wie mir denn ein norddeutscher Kritiker vorwirft, ich schieße mit vergifteten Pfeilen. Das sind die Gesichtspunkte, die mich leiteten. Und doch habe ich wie Parini unterschieden zwischen Satyre und Pasquill!

Die Periode der Elegien und Epigramme ist nun abgeschlossen; daß sie es ist, weiß ich daraus, weil ich mir über dieselbe klare Rechenschaft gegeben und, was sie hervorgebracht, nur wie ein Fremder beurtheilen kann.

Lesen Sie doch in der „Augsb. Allg. Ztg.“ die vor etlichen Tagen erschienenen Aufsätze von M. Meyr: „Classische Dichter und die Aufgaben der Poesie“. Das ist auch ein Zeichen der Zeit, und ich muß gestehen, daß ich über den Mangel an Intuition, den ich bei Meyr, trotz seines Doctrinarismus, bisher nicht voraussetzte, fast erschrak.

Ihre Biograhie Hebbel's suchte ich vergebens auf dem Weihnachtsmarkte.

Profit Neujahr!

Ergebenst

Innsbruck, 27. December 1869. Ihr Pichler.

---

*) „In Lieb' und Haß.“ Elegien und Epigramme von Ad. Pichler. Gera bei Amthor.

Verehrter Freund!

Ihr Aufsatz über Grillparzer besitzt das Verdienst, daß er den Faden der geistigen Entwickelung des Dichters bloßlegt und das Verhältniß zwischen der Individualität und dem Boden, auf dem sie gewachsen, klar macht.

Unlängst las ich die Sappho wieder. Ich dachte unwillkürlich an Goethe's Nausikaa. Hier wie dort hat sich ein edles Weib, indem es unbehutsam sein Herz öffnete, compromittirt; weil jedoch Phaon ein unbedeutender Mensch ist, so sühnt jene nicht eine Schuld, sondern wird gerade erst dadurch schuldig, daß sie sich von einem Irrthum, über den sie sich erheben sollte, in den Tod stoßen läßt, während diese der Heldengröße des Odysseus gegenüber, der durch sittliche Bande an Ithaka geknüpft ist, entsagen muß. Kaum hat die Weltpoesie etwas Keuscheres und Reineres als ihr Zusammentreffen mit ihm.

Auch Hero und Leander habe ich wieder vorgenommen. Hier forderte schon die Wahl des Stoffes den idealen Styl; daher mußte Grillparzer gewisse realistische Züge, wie z. B. das Hüsteln des Alten, zum Vorhinein ausschließen.

Ich erwartete, daß Sie im Schlußartikel dem fertig krystallisirten Grillparzer den ewig brandenden Hebbel gegenüberstellen würden, sagte mir jedoch nachträglich, daß dieses über die Grenzen einer Zeitung hinausgegangen wäre und wohl für Hebbel's Biographie erspart bleibt.

Aus jenem Grunde, und weil die Summe von Grillparzer's Dasein sich bei dessen Lebzeiten doch nicht rund abschließen läßt, erkläre ich mir auch, daß Sie seinen Einfluß auf die Wiener Dramatiker nicht berührten. Bilden diese Herren zwar nicht eine Schule, so haben sie doch manche Familienzüge, die wenigstens theilweise auf Grillparzer zurückführen.

Bedauern muß ich, daß diese Aufsätze in einer Zeitung, die man heute liest und morgen vergißt, und noch dazu jetzt, wo die Theilnahme an den Schicksalen Deutschlands alles in den Hintergrund drängte, erschienen sind. Geben Sie dieselben doch nachträglich als Broschüre.

Bei diesem Anlaß noch ein Wort an Sie. Mit Recht beklagen Sie sich über die Art und Weise, wie gewisse Literarhistörler sich wider die Dichter Oesterreichs verhalten. Warum treten Sie nicht ein und geben ein wahres Bild von Personen und Zuständen, was Sie doch auf Grund vieler Studien thun können? Ich hoffte immer, Frankl werde uns, da er aus seiner Redaction des Morgenblattes das Materiale besitzt, eine Schilderung wenigstens der äußeren Verhältnisse liefern, er

will sich aber nur auf Anekdotisches beschränken. Man mag das Verdienstliche solcher Mittheilungen im vollsten Maaße anerkennen, Localfarben geben aber kein Gemälde, dazu gehört etwas mehr: die Beziehung des Individuellen auf das Allgemeine. Ein Werk, wie ich es Ihnen zumuthen möchte, schließt bibliographischen Ballast aus, sowie auch nicht jeder Kater, der im Mondschein auf einem Dach lyrisch miaut, in die Literaturgeschichte gehört.

Ohnedem haben Sie durch Ihre bisherige kritische Beschäftigung mit der österreichischen Literatur manche Vorarbeit abgethan, wie viel Stoff muß gerade von Hebbel und Grillparzer für Sie abgefallen sein? Dann haben Sie den unermeßlichen Vortheil, jener literarischen Periode nahe zu sein, sie theilweise als Jüngling im Verkehr mit den hervorragendsten Persönlichkeiten durchlebt zu haben und jetzt sich über dieselben hinauszuleben. Auch die poetische Weltlage fordert zu einer solchen Darstellung. . . . Die Deutschösterreicher sollen nun auftreten mit dem vollen Inventar ihres Schaffens, ihres Mitwirkens an der Arbeit deutschen Geistes unter den schwierigsten Verhältnissen. Welch edle, herrliche, gewaltige Aufgabe eines Geschichtsschreibers! Würden die Deutschösterreicher aus Unverstand oder Localpatriotismus, den ich eigentlich nur bei einem Theil der Wiener und Tiroler fürchte, sich ausschließen von der warmen Theilnahme für die Macht, Größe und Majestät des deutschen Volkes, so wäre unabwendbar Marasmus und Tod die Folge. Das kann, darf nicht geschehen: sie werden Fallmerayer's Prophezeiung Lügen strafen und nicht als Culturdünger für Halbasiaten verfaulen.

Wir haben ein schönes Sieges- und Friedensfest gefeiert. Ein prächtiger Fackelzug, bei dem man nicht wie bei gewissen Fällen für ein Sechserl gemiethete Buben „Hoch!" schreien hörte; voran die Liedertafel, welche deutsche Gesänge vortrug, mehrere deutsche Fahnen, auch jene, mit der ich 1848 zum Schutz der deutschen Grenze gegen die Wälschen marschirte, Böllerschüsse und Bergfeuer, welche die schneeigen Alpen mit magischem Schimmer verklärten. Das Fest war veranstaltet von Bürgern und Turnern.

Von mir erscheint wahrscheinlich im Herbst ein neuer Band „Erzählungen aus Tirol". Das Verhalten der Kritiker gegenüber dem ersten war mir nicht uninteressant. Die Meisten glaubten, ich habe meine Stoffe aus dem Leben genommen und nur nacherzählt; einer rühmte sogar mein Geschick im Photographiren. Nun sind diese Geschichten nach Form und Inhalt durchaus freie Erfindung; ich habe

nirgends eine Erdscholle gereicht, wohl aber Pflanzen, die auf einem bestimmten Boden erwuchsen. Thatsächliches ist nur selten eingeflochten, und dann ganz untergeordnet. Drollig war es mir, daß sich manche Leute der Personen erinnern wollten, die ich vorführe und meinten, ich habe da und dort die Namen geändert, um irre zu führen. Einer ging nach Wiltau, um das Haus der Franzosenbraut zu suchen, und war höchst erstaunt, nirgends eines zu finden, das meiner Schilderung entsprach. Am meisten freute es mich, daß Unterinnthaler Bauern, welchen das Büchlein zufällig in die Hände kam, es lobten und trotz des hohen Preises kauften.

Geben Sie die Aufsätze über Grillparzer als Broschüre?

Ihr

Innsbruck, 10. März 1871. Pichler.

Verehrter Freund!

Das abscheuliche Wetter hat mich abgehalten, nach Meran zu reisen und so muß ich denn wohl darauf verzichten, Sie in Tirol zu sehen. Die Ausgabe von Grillparzer's Werken läßt zu wünschen übrig, doch rettete sie uns manches psychologisch Interessante: so möchte ich die Aeußerung über Volkspoesie nicht missen. Grillparzer sprach sich instinctiv gegen dieselbe aus, weil ihn das Gefühl eines Mangels seiner Individualität drückte: des Mangels jener unmittelbaren Bestimmtheit und entschiedenen Urkraft, durch welche das Volkslied eben wirkt. Darum hat Grillparzer auch keine Ahnung vom Wesen der Mythe und ihrer Bildung, wie die Aphorismen des achten Bandes beweisen.

Sie sollten übrigens Ihre kleinen Aufsätze nicht verzetteln, sondern an eine Sammlung derselben denken, damit sie zu voller Wirkung kommen.

Stifter habe ich gut gekannt. Als seine „Studien" erschienen, erzählte ich ihm von einer Kritik darüber, wo sie mit Lilien verglichen wurden. Da strich er lächelnd mit der flachen Hand über den Bauch und sagte: „Nu, nu! wenn dieser Recensent erst sähe, was diese Lilien für einen dicken Stengel haben!" —

Gehen Sie nach Pisa?

Mit besten Grüßen

Ihr

Innsbruck, 22. October 1872. Pichler.

(Fortsetzung folgt.)

Slavische Rechtsgeschichte. Auf dem Gebiete der heimatlichen Rechtsgeschichte herrscht in Böhmen seit Jahren eine rege Thätigkeit. Dr. Hermenegild Jireček unternahm einen „Codex juris Bohemici", wovon bis jetzt sieben Bände erschienen sind. Der erste Band umfaßt die ältesten Rechtsquellen und schließt mit dem Bergrechte König Wenzel II. sowohl nach dem lateinischen Texte als nach der späteren böhmischen Uebersetzung. Im zweiten Bande sind die legislativen Arbeiten des XIV. Jahrhunderts enthalten, sowohl Gesetze als Privatarbeiten, namentlich die Majestas Carolina, in dem vom Gesetzgeber selbst zurückgezogenen Urtexte sammt dessen vollständiger böhmischer Uebersetzung, dann in dem unter dem Namen eines Statuts Karl IV. bekannten gekürzten und vielfach als Rechtsquelle benützten böhmischen Auszuge, ferner das ordo judicii terrae (řád práva zemského), die Rechtsbücher des Herrn von Rosenberg und des Andreas von Dubá und andere Denkmäler jener Zeit. In den weiteren Bänden sind die Rechtsbücher des Mr. Viktorin Cornelius von Všehrd und des Mr. Brikí von Zlicko und die Landesordnungen aus der Zeit Ferdinand I. und Maximilian II., ferner die Stadtrechte des Mr. Christian von Koldin, welche auf dem Gebiete von Böhmen und Mähren bis zur Einführung des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches im Jahre 1811 gesetzliche Geltung hatten, enthalten. Der letzterschienene Band umfaßt das Grenzrecht des Menšík von Menštein aus der Zeit Rudolfs II., den lateinisch verfaßten Commentar zum böhmischen Rechte des Ophthalmius aus Strakonic und Anderes. Der Abschluß des ganzen Codex wird noch eine längere Zeit in Anspruch nehmen. Außerdem publicirte Dr. Herm. Jireček eine umfangreiche Sammlung von Rechtsquellen aller slavischen Völker im Urtexte. In der neuesten Zeit hat Professor Dr. Jaromir Čelakovský die Herausgabe eines „Codex juris municipalis Bohemici" in Angriff genommen und dieselbe sehr glücklich mit einer Sammlung der Privilegien Prags inaugurirt; den Inhalt der weiteren Bände werden die Privilegien der übrigen Städte Böhmens bilden. Diese beiden Unternehmungen werden für die Durchforschung der Rechtsgeschichte Böhmens eine feste und handsame Grundlage abgeben. Mit einer sehr interessanten Specialforschung befaßt sich Professor Dr. Joseph Kalousek, indem er in Folge einer Anregung des literarischen Vereines „Svatobor" die älteren Bauernzustände Böhmens bis zur Hussitenzeit und über Aufforderung der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaft, welcher zu diesem Zwecke von S. D. dem Landesmarschall Fürsten Georg von Lobkowitz ein munificenter Preis zu Gebote gestellt wurde, die Darstellung der Unterthanverhältnisse Böhmens vom XVI. Jahrhunderte an bis auf die neuere Zeit zum Gegenstande seiner Studien gemacht hat, eine Aufgabe, deren Lösung insbesondere jetzt, angesichts des ernsten Strebens der Regierung und des Reichsrathes, die Landwirthschaft zu heben und die rechtlichen Beziehungen der Landwirthe fest auszugestalten, gewiß berechtigten Anklang finden wird. J. J.

Töplitz. (Ein Beitrag zur Städtegeschichte.) Die Städtegeschichte ist schon in den Tagen der Reformation gepflegt worden, sie bietet eine reiche Quelle der allgemeinen Geschichte dar und mit gutem Rechte erinnert man sich der älteren Chronisten deutscher Reichsstädte, der Hansa-Geschichtsschreiber und emendirt dieselben. Die Gemeinden ordnen neuerlich ihre Archive, bestellen kundige Archivare, geben ihre Stadtrechte und Privilegien heraus, sehen gelegentlich, wie in Berlin, auch Vereine zur Pflege der Stadtgeschichte in ihrer Mitte entstehen und versuchen

auch weitere Kreise durch Herausgabe volksthümlicher Geschichtswerke für die Vergangenheit zu interessiren. — Die ältere Geschichte der deutsch-böhmischen Stadt Teplitz (wir möchten die übliche Schreibung beibehalten wissen) hat in Dr. Hermann Hallwich einen ebenso gründlichen und gewissenhaften, als vornehmen Darsteller gefunden. Wir begrüßen das soeben erschienene Buch „Töplitz. Eine deutsch-böhmische Stadtgeschichte" von Dr. Hermann Hallwich. Mit 24 Illustrationen. Leipzig 1886 (Verlag von Duncker und Humblot), als die erste auf wissenschaftlicher Grundlage sich aufbauende Darstellung dieses Gegenstandes. Die Art der Behandlung läßt allerdings den Politiker, den energischen, nationalen Vertreter des Deutschthums erkennen und insoferne ist sich der Autor, wie er selbst gesteht, der Tendenz bewußt, zu zeigen, wie Teplitz eine ursprünglich germanische Vergangenheit besessen, ein deutsches Municipium gewesen, unter czechische Herrschaft gekommen, die Reformation und die Gegenreformation seine Verhältnisse beherrscht und umgestaltet, bis es durch die Gegenreformation wieder zu einer rein deutschen Stadt geworden. Es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, daß Vieles in dieser Darstellung auf czechischer Seite Widerspruch hervorrufen wird und muß. Gleichwohl hat die Local- und Landesgeschichte guten Grund, das Hallwich'sche Buch als eine werthvolle Gabe anzusehen, insoferne viele Urkunden, neu herangezogen, alte Darstellungen vielfach berichtigt erscheinen. Der Einschlag der allgemeinen Weltereignisse in die städtischen Verhältnisse ist überall sorgfältig aufgesucht und festgehalten, dabei mit einer gewissen nativistischen Vorliebe, der Anhänglichkeit an die Geburtsstätte des Verfassers entsprechend, die historische Entwickelung der Localitäten verfolgt. Hallwich, der verdienstvolle Verfasser der Werke zur Wallenstein-Literatur, weiß vortrefflich den Einfluß des dreißigjährigen Krieges auf Teplitz zu schildern und vergißt auch nicht der Verdienste der Clary'schen Familie, die auf dem Boden von Teplitz die Herrschaft ausübte. Die Ereignisse des 18. und 19. Jahrhunderts werden leider nur summarisch abgethan. Wie aus der freundlichen Badestadt eine bedeutende Industriestadt geworden, diese Wandlung verdient ausführlich behandelt zu werden. Und wer wäre dazu berufener als Hallwich, der die wirthschaftlichen Verhältnisse sorgfältig studirt hat, mit Wärme die Interessen des Reichenberger Kammerbezirkes im Abgeordnetenhause vertritt? Wir können dieses letzte Capitel, welches zwei Jahrhunderte einer in seiner Art einzigen Entwickelung, nur als einen Anhang zu dem Geschichtswerke betrachten, den wir vorläufig hinnehmen wollen als eine Abschlagszahlung für einen zweiten, einen Ergänzungsband, der uns die moderne Badestadt, die Episoden der modernen Geschichte, die sich dort abgespielt, Monarchen-Congresse, Minister-Conferenzen, den Besuch literarischer und künstlerischer Notabilitäten, die Entwickelung der dortigen Schaubühne, die Pflege der Badeeinrichtungen und endlich die Einwirkung moderner Verkehrsmittel auf das Bad und die Industrieverhältnisse im Lande der Kohlen schildern müßte. Das Buch klingt in einer Klage des Parteimannes aus, dessen Wunsch, die administrative Zweitheilung Böhmens, uns daran erinnert, daß der treffliche Historiker mitten im Kampfe und Drange der Böhmen derzeit durchtobenden nationalen Krise steht.

r.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.